

## Editorial

von Karlheinz Weißmann

Die Patriotismusdebatte, die gegenwärtig über das Land geht, hat mittlerweile auch die letzten Winkel erreicht und in zügigem Tempo einen neuen Konsens begründet. Es gilt als selbstverständlich, sich zum Vaterland zu bekennen, mehr noch, wer sich weigert, scheint verdächtig. Die üblichen Miesepeter wie GEW oder Günter Grass dürfen nicht einmal mehr auf Gegenargumente hoffen. Man überläßt sie ihrer Vaterlandslosigkeit und Farbenphobie. Auch jenseits des Fahnenrauschs der Fußballweltmeisterschaft gilt: „Schwarz-rot-gold ist cool“ (Claudia Schiffer).

Man kann diesen Vorgang sicher als Normalisierung beschreiben. Es handelt sich um eine Normalisierung, die spät kommt, jedenfalls später als erwartet. Im Zusammenhang mit der Wiedervereinigung hatte Peter Glotz schon gemutmaßt, daß die „Normalisierungsnationalisten“ demnächst die Meinungshoheit im Lande übernehmen würden. Das wäre nach Lage der Dinge verständlich und naheliegend gewesen, aber Glotz und seinesgleichen haben es zu verhindern gewußt.

Nun ist das *juste milieu* und ein großer Teil der Linken selbst bei der Einsicht angekommen, daß es ohne eine gewisse Selbstverständlichkeit im Umgang mit der Nation nicht geht. Die Einsicht ist keine freiwillige, sondern das Ergebnis einer Zwangslage: Immer spürbarer werden die zentrifugalen Kräfte in der Gesellschaft. Sie treiben die Atomisierung voran und lassen jedenfalls fragwürdig erscheinen, auf welchem Weg denn zusammengehalten werden soll, was zusammengehört; und auch die Bemühungen, den Deutschen eine Identität *ex negativo* zu verordnen, erweisen ihre Brüchigkeit; ein Kollektiv, dem Minderwertigkeit als einziges Merkmal zugestanden wird, kann man weder zu gemeinsamen Anstrengungen noch zur Fortpflanzung bringen.

Dieser Patriotismus ist also zuerst ein Kompensationsversuch, hervorgegangen aus dem Wunsch, eine Fehlsteuerung zu korrigieren. Das erklärt leider auch viel von seinem dekorativen Charakter und seiner Substanzlosigkeit. Matthias Matussek, der als Vorreiter der Tendenz gelten darf, hat das unfreiwillig deutlich gemacht. Im Rahmen einer Fernsehsendung mit Zuschauerbeteiligung wurde ihm die lapidare Frage gestellt, was er denn eigentlich unter einer Nation verstehe. Das schien so simpel, daß man verblüfft sah, wie Matussek keine Antwort einfiel: weder die völkische noch die historische oder kulturelle oder Willensgemeinschaft.

Das ist ein deutliches Symptom für die Undurchdachtheit der neuen Rede von der *patria*. Man darf deshalb keinesfalls den Fehler begehen, in der neuen Vaterlandsbegeisterung schon das Erreichen des Ziels zu sehen. Da geht etwas in die richtige Richtung, aber mehr auch nicht. Selbst das geschickteste „rebranding“ Deutschlands, die Neubestimmung unserer Markeneigenschaften, genügt nicht. Hier hat eine Bewegung erst begonnen, die vorwärtsgetrieben werden muß und das heißt vor allem, daß sie politisiert werden muß. Politisierung heißt, daß konkretisiert wird, was die Nation ausmacht, was sie als staatliche und kulturelle Einheit sein kann und welche Interessen sie vertritt. Von einer Klärung dieser Punkte sind wir noch weit entfernt.

# Gottfried Benn – Versuch über einen Faschisten

von Götz Kubitschek

Vor fünfzig Jahren starb der Schriftsteller Gottfried Benn. Sein Leben ist hundertmal erzählt worden und rasch skizziert: Geburt 1886 in Mansfeld/Westprignitz als Sohn eines evangelischen Pfarrers, 1903 Abitur in Frankfurt/Oder, 1910 Abschluß des Medizin-Studiums in Berlin, 1912 Promotion zum Dr. med.; im selben Jahr Veröffentlichung des ersten Gedichtbands: *Morgue*; als Oberarzt 1915 im Militärgouvernement Brüssel, im selben Jahr Geburt der einzigen Tochter; 1917 als dienstuntauglich entlassen, 1922 Tod der ersten Frau; bis 1935 Arbeit als Arzt in Berlin, daneben Lyrik, Prosa und Essayistik, unter anderem *Fleisch. Gesammelte Lyrik* (1917) und *Gehirne* (ebenfalls 1917, inklusive der Rönne-Novellen, die in Brüssel entstanden waren), dann *Gesammelte Schriften* (1922), mit denen Benns expressionistische Phase endet; ab 1927 Essayistik mit geschichtsphilosophischer und nihilistischer Thematik, 1932 Literaturstreit mit Johannes R. Becher und Egon Erwin Kisch, Berufung in die Preußische Akademie der Künste; 1933 Bejahung der nationalsozialistischen Bewegung, *Der neue Staat und die Intellektuellen* (1933) und *Dorische Welt* (1934); 1935 Rückzug in die Wehrmacht (die „aristokratische Form der Emigration“), Oberstabsarzt in Hannover, danach Berlin und Landsberg/Warthe; 1938 zweite Ehe, Kriegsende in Berlin, Selbstmord der zweiten Frau; Publikationsverbot in Deutschland bis 1948, dann erscheinen *Statische Gedichte* (Zürich, 1948) und *Drei alte Männer* (Wiesbaden, 1948); dritte Ehe ab 1946, Arbeit als Arzt in Berlin bis 1953; Benn-Jahr 1949: es erscheinen *Trunkene Flut*, *Ausdruckswelt* und *Der Ptolemäer*; 1950 folgt *Doppelleben*, 1951 *Probleme der Lyrik*; Georg-Büchner-Preis 1951, Ehrungen zum 70. Geburtstag 1956, Tod am 7. Juli im selben Jahr. „Leben – niederer Wahn“, beginnt ein berühmtes Gedicht.

Vor ein paar Jahren errang Benn den ersten Platz in einer Umfrage: „Wer ist der bedeutendste deutsche Lyriker des 20. Jahrhunderts?“, fragte die Zeitschrift *Das Gedicht*. Benn rangierte vor Celan und Rilke, Brecht und Enzensberger. Gleich daneben war eine zweite Umfrage abgedruckt: „Wer ist der bedeutendste nicht-deutsche Lyriker des 20. Jahrhunderts?“ Der Sieger war Ezra Pound, und es gab einen kurzen Text in einer Zeitung, der das Ergebnis der Umfragen auf einen lapidaren Nenner brachte: „Zwei Faschisten vorn“. In der Tat.

An diesem Faktum kommen die Leser und Deuter Gottfried Benns, dessen 50. Todestag am 7. Juli 2006 in allen Feuilletons begangen wurde, natürlich nicht vorbei. Natürlich: Benns expressionistische Auswürfe haben vor, seine *Statischen Gedichte* nach 1945 seinen Ruf als Lyriker begründet, und neben seiner Dichtung steht als eigene künstlerische Ausdrucksform der Essay: Benns poetologische Texte *Probleme der Lyrik* sowie *Soll die Dichtung das Leben bessern?* verhalten dem modernen Dichten überhaupt und dem seinigen im Besonderen zu einer elitären Theorie. Man kann sagen, daß die Bennsche Gegenüberstellung von „Kultur-Schaffendem“ und „Kunst-Schaffendem“ bis heute als radikale künstlerische Anthropologie unübertroffen ist. Die Rücksichtslosigkeit, mit der Benn argumentierte (oder einfach feststellte), hat ihn berühmt gemacht. Berühmt hingegen ist er, weil er zwischen Januar 1933 und Mai 1934 im neuen Staat der Nationalsozialisten das Gesamtkunstwerk sah, von dem er geträumt hatte und das er – wie anders – rücksichtslos herbeischreiben wollte.

Daß er einmal so geträumt und sich für die Möglichkeit einer massenkompatiblen Umsetzung seiner Kunsttheorie so geirrt hatte, ist Benn für seinen weiteren Lebensweg als Dichter nur in der unmittelbaren Nachkriegszeit zum Problem geworden. Ein paar Jahre lang konnte er nicht publizieren. Spätestens Anfang der fünfziger Jahre war er aber der Monolith unter den deutschen Lyrikern, dessen radikaler Nihilismus einsam gegen das engagierte Schreiben einer „Gruppe 47“ stand.

Es fehlte auch jetzt, zum 50. Todestag, nicht an Versuchen, Benns Haltung zum noch jungen Dritten Reich als eine Mischung aus Verblendung und mangelnder Zurechnungsfähigkeit zu deuten. Glücklicherweise fehlt bei allen drei Biographen (Gunnar Decker, Joachim Dyck, Helmut Lethen), die zum Jubiläumsjahr eine Gesamtdeutung anbieten, diese billige Argumentation. Benn wußte natürlich, was er tat, und 1949 schrieb er an seinen Verleger Max Niemeyer: „Auch heute bin ich der Meinung, daß der N.S. ein echter und tiefangelegter Versuch war, das wankende Abendland zu retten. Daß dann ungeeignete und kriminelle Elemente das Übergewicht bekamen, ist nicht meine Schuld und war nicht ohne Weiteres vorauszusehn.“ Auch wenn man alle Affekte abzieht, durch die sich Benn hin und wieder zu besonders groben und bösartigen Urteilen hinreißen ließ: Man sollte die Nähe von Benns Kunsttheorie zum Geist der faschistischen Epoche nicht vertuschen oder leugnen, die These lautet vielmehr:

„Benn hatte gefordert, daß der Staat in Zukunft mehr für die Kunst tun soll. Also Benn sah in der Tat in diesem neuen Staat die Möglichkeit, die Kunst stärker zur Geltung zu bringen, weil er der Schillerschen Meinung war, daß die ästhetische Erziehung den Menschen verändern würde. Das erwartete er vom Nationalsozialismus.“

So formuliert das der Bremer Literaturwissenschaftler Joachim Dyck in seiner Deutung der Denkbewegungen Gottfried Benns, und sein Zugriff ist besser als der von Helmut Lethen beispielsweise: nicht so glatt und vituos, sondern hineinhorchend und bescheiden und in keinem Fall eine Selbstdarstellung, und etwas anderes kommt angesichts der Schwere der Problemstellung auch gar nicht in Frage.

Wer einen faschistischen Text von Gottfried Benn lesen will, sollte zu den Essays *Der neue Staat und die Intellektuellen* oder *Dorische Welt* greifen sowie die recht kurze *Rede auf Marinetti* lesen, die er hielt, als der Begründer des Futurismus aus dem faschistischen Italien zum Staatsbesuch ins nationalsozialistische Deutschland kam. Zwei Kostproben:

*Die Geschichte verfährt nicht demokratisch, sondern elementar, an ihren Wendepunkten immer elementar. Sie läßt nicht abstimmen, sondern sie*

Helmut Lethen: *Der Sound der Väter. Gottfried Benn und seine Zeit*, Berlin 2006.

Joachim Dyck: *Der Zeitzeuge, Gottfried Benn 1929–1949*, Göttingen 2006.



„Form-Bewußtsein“ in  
drei Schritten – Enthüllung  
einer Benn-Gedenktafel in  
Berlin zum 50. Todestag  
des Dichters

*schickt den neuen, biologischen Typ vor, sie hat keine andere Methode, hier ist er, nun handele und leide, baue die Idee deiner Generation und deiner Art in den Stoff der Zeit, weiche nicht, handele und leide, wie das Gesetz des Lebens es befiehlt. Und dann handelt dieser neue biologische Typ, und natürlich werden dabei zunächst gewisse Gesellschaftsverhältnisse verschoben, gewisse erste Ränge freigefegt, gewisse Geistesgüter weniger in Schwung gehalten.*

*Große, innerlich geführte Jugend, der Gedanke, der notwendige Gedanke, die überirdischste Macht der Welt, mächtiger als das Eisen, mächtiger als das Licht, gibt dir recht: die Intelligenz, die dir schmähend nachsieht, war am Ende; was sollte sie dir denn vererben; sie lebte ja nur noch von Bruchstücken und Erbrechen über sich selbst. Ermüdete Substanzen, ausdifferenzierte Formen, und darüber ein kläglicher, bürgerlich-kapitalistischer Behang. Eine Villa, damit endete für sie das Visionäre, ein Mercedes, das stillte ihren werteseetzenden Drang. Halte Dich nicht auf mit Widerlegungen und Worten, habe Mangel an Versöhnung, schließe die Tore, baue den Staat!*

Probleme nicht zu lösen, Entscheidungen nicht zu treffen, sondern an runde Tische zur „Lösungsfindung“ weiterzugeben und ihnen dadurch auszuweichen; den Eindruck einer „ermüdeten Substanz“ zu hinterlassen und sich trotz der Stagnation im Lande „mit Widerlegungen und Worten“ aufzuhalten; stets auf das Verständnis anderer zu hoffen und sie dafür heimlich auszulachen: Gegen solche Tendenzen oder Paradigmen sind Benns Worte vom „Mangel an Versöhnung“ gerichtet, in ihnen steckt etwas vom Recht der Entschiedenheit, vom Recht dessen, der handelt. Sie sind der Schlußpunkt unter das ewige Gerede, und solche radikalen Setzungen können auf fruchtbaren Boden fallen, wenn die Zeit reif ist und die Politik ihre Hausaufgaben nicht gemacht hat.

Gottfried Benn hielt am 24. April 1933 die Zeit für reif und sprach seine zeitlich doch auch ungebundenen Sätze aus *Der neue Staat und die Intellektuellen* im Radio, die beiden eben zitierten Passagen sind diesem Vortrag entnommen. Drei Monate zuvor war tatsächlich die von vielen als unentwegtes Gerede wahrgenommene Politik der Weimarer Republik an ihr Ende gekommen: Die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler brachte nach Italien und Spanien das dritte totalitäre System in Europa an die Macht. Was zunächst aussehen konnte wie der abermalig hektische Wechsel des Personals an der Spitze eines bankrotten Staats, entpuppte sich in wenigen Wochen als der Versuch, das „Ich“ des Parteienstaats in ein „Wir“ der Volksgemeinschaft und des Führerstaats zu überführen und einen neuen Menschen zu züchten.

Bevor dieser große Aufbruch in Etzels Saal endete, unterstellten sich Teile der deutschen Intelligenz dem neuen Gebot. Berühmt geworden sind die Verstrickungen des Philosophen Martin Heidegger, des Anthropologen Arnold Gehlen, des Komponisten Richard Strauss, der Regisseurin Leni Riefenstahl, des Bildhauers Arno Breker und eben des Schriftstellers Gottfried Benn in die Machtpolitik des NS-Staats. Sie alle traten ab 1933 in die seltsame Realisierungsphase ihrer künstlerischen oder wissenschaftlichen Projekte ein, seltsam deshalb, weil die Bodenberührung so durch und durch politisch war mit einem Schlage, willentlich propagandistisch sogar bei manchen. Und gerade dies widersprach doch dem Selbstbild dieser Künstler, die das sozialistische Engagement ihrer linken Kollegen stets als das Ende der Kunst angesehen hatten.

Daß man Benn, Riefenstahl, Heidegger und anderen nach dem Krieg Versagen in sittlichen, moralischen, ethischen, zivilisatorischen Fragen vorwarf, gehört zum Schicksal der Verlierer. Nur hat dieses moralische Tribunalisieren, das nebenbei auf dem bolschewistischen Auge blind zu sein schien, nie – und vor allem nicht in Bezug auf Benn – die richtigen Fragen gestellt, und die Verteidiger Benns haben dadurch, daß sie seinen Rückzug in die innere Emigration in den Vordergrund rückten, eine ebenso unzutreffende moralische Antwort gebastelt. Dabei werfen die Denkbewegungen der Mitmacher doch zuallererst die Frage auf, wie sich Kunst und Macht zueinander verhalten.

Benn hat 1934 den bereits erwähnten Essay *Dorische Welt. Eine Untersuchung über die Beziehung von Kunst und Macht* vorgelegt. Dieser Text ist eine Summe, an ihm lassen sich verblüffende Beobachtungen machen: Wenn Benn den Faschismus als Gegenmacht begrüßt und seine Dynamik feiert, drückt er Stimmungen und Bedürfnisse einer ganzen Generation aus. Wenn Benn das Rabiante und Rücksichtslose der Machtergreifung theoretisch rechtfertigt und praktisch sogar an einer Stelle vollzieht, bleibt er innerhalb seiner Auffassung von Verlaufsgesetz und Sinnhaftigkeit eines geschichtlichen Moments. Wenn Benn den faschistischen Staat begrüßt, vertritt er auf politischer Ebene das, was er in seiner eigenen Poetologie, seiner Theorie vom Dichten, Formen, Kunstwerk-Erschaffen, längst vorher immer radikaler herausgearbeitet hat. Und zuletzt: Wenn Benn spätestens Ende 1934 in die innere Emigration abtaucht, dort weiterdichtet und nach 1945 seine *Statischen Gedichte* und den *Roman des Phänotyp* aus der Schublade zieht, hat er seine Chaos-Form-Theorie wieder nicht verändert, sondern nur konsequent weiterentwickelt, oder: restlos desillusioniert, oder: den Faschismus im Sinne eines Anspruchs an den Einzelnen als Eliten-Phänomen begriffen und ihn gegen den Nationalsozialismus abgeschirmt.

Fragwürdig mag es klingen, daß Gottfried Benn mit seiner Bejahung der faschistischen Machtübernahme die Bedürfnisse einer ganzen Generation ausgesprochen haben soll. Man konnte aber nicht bloß über das Ressentiment, sondern auch mit einem beträchtlichen intellektuellen Aufwand und am Ende eines langen Denkweges beim Faschismus ankommen. Nicht nur, aber vor allem in Deutschland wurde die demokratische Verfassung, wurde die Schwäche des Systems, seine Unentschiedenheit, seine Dekadenz, vor allem aber: seine Unfähigkeit eine Vision zu formulieren als Rechtfertigung dafür angesehen, den Liberalismus und den Parlamentarismus bald zu überwinden. Ablehnung des Bestehenden also.



„Den großen Verneinungen“, schrieb Eberhard Straub in seinem Aufsatz *Die Ursprünge des Faschismus*, Sezession 3, Oktober 2003, „stehen die großen Bejahungen zur Seite: Ein neuer Mensch, eins mit einer wahrhaften nationalen Kultur, die ihn befreit von den lebensfeindlichen Mächten trockener Rationalität und Funktionstüchtigkeit, die vielmehr die Leidenschaften wieder in ihr Recht setzt, den Enthusiasmus weckt, die Sinne rehabilitiert und alle in ein nationales Leben hineinzieht, das jedem zu einer gesteigerten Existenz verhilft, das Individuum hinter sich lassend, in seiner Person die Nation, deren mythische Vitalität, zu verkörpern.“

Diese Sehnsucht, in einer haltlosen, unübersichtlichen Lage ordnende Kraft zu erfahren, sich einer sichernden und wegweisenden Macht gerne zu unterwerfen, war die Stimmungslage der breiten Masse am Wendepunkt zur faschistischen Epoche. Daß die gesellschaftliche, soziale Auflösung, unter der viele litten, ihren Vorlauf im Geiste hatte, läßt sich am besten mit Nietzsches Begriffen von der Entwertung aller Werte und dem Nihilismus fassen, dann mit Spengler in eine große Kulturmorphologie übersetzen.

Gottfried Benn hat – wie viele andere Künstler – das Problem der Unverbindlichkeit, die Auflösungstendenzen der Moderne als Krise und Ende der Normativität wahrgenommen. Die Verharmlosung und Banalisierung des Menschen durch seine sozialdemokratische Abfederung, das heißt: die Reduzierung der Problemlage der modernen Welt auf Umschichtungsfragen im Zusammenhang mit der Ungleichheit der Lebensumstände, kam seinen Vorstellungen von dem, was der Mensch sein könnte, nicht im mindesten entgegen. Er sah darin eher den Verlust des schöpferischen Milieus. Immer schärfer wandte sich Benn gegen Schriftsteller, die sich und ihre Arbeit für die soziale Frage zur Verfügung stellten, die sich also engagierten. Benn prallte hart mit Egon Erwin Kisch und Johannes R. Becher zusammen, als er seine eigene Theorie von der Aufgabe des Künstlers, des Dichters im besonderen, noch einmal darstellte.

Diese Theorie ist unmoralisch und asozial. Sie ist konsequent künstlerisch und vollzieht von desillusionierter Warte aus das nach, was Friedrich Schiller in seiner *Ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts* noch mit emphatischem Glauben an die Macht der Kunst als die neue Erzieherin der Menschen vorformuliert hatte. Schiller (und Goethe) und vor allem auch Friedrich Hölderlin hatten die dürre Rationalität der Aufklärung, die Zerstörung des auf Gott ausgerichteten Kosmos, die auflösende Wirkung des frei wildernden Geistes zur Genüge studieren können. Sie hatten gesehen und geahnt, was diese Tendenzen für die ethisch-moralische Bindung des Menschen bedeuten würde, und für seine Tendenz nach unten hin zum Hausschwein und nicht nach oben zu den Göttern.

Schillers Theorie versuchte nun, für die Leerstelle der normativen Kraft Gottes wenigstens einen Ersatz zu finden. Seinem Versuch, das Menschengeschlecht ästhetisch zu erziehen, wohnte der Glaube an die normative Kraft des Kunstwerks, an seine erzieherische Ausstrahlung und an die Erkenntnis- und Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen inne. Diese Kunstauffassung legt die ordnende Form, die gebändigte Sprache, die Strenge, das Maß, die Proportion zugrunde. Die Form rückt dadurch in ihrem Verhältnis zum Inhalt in den Vordergrund. Das ist Klassik, Weimarer Klassik in diesem speziellen Fall.

Man tut Benns Kunsttheorie keine Gewalt an, wenn man sie in den entscheidenden Punkten mit der von Schiller parallel legt. Benn hat dies selbst getan und neben den Sturm und Drang seinen frühen Expressionismus, neben die Weimarer Klassik seine *Statischen Gedichte* gestellt, um Entwicklungslinien zu kennzeichnen. Von den Auflösungstendenzen der Moderne war bereits die Rede, und Nietzsche hatte zuletzt mit allen Versuchen aufgeräumt, irgendwo noch etwas Normatives zu setzen. Die Zerstörung dessen, worauf vertrauend oder mit Gewißheit gebaut werden konnte, war abgeschlossen. Benn leitete daraus zunächst die Beschränkung seiner, des Dichters Möglichkeiten ab: Niemals mehr war der große Wurf im Stile der Weimaraner möglich, Normativität von Dauer zu schaffen blieb eine Utopie, jedenfalls für die „geschichtliche Welt“ des Alltäglichen und der Politik.

Ganz im Sinne der mittelalterlichen Lehre von den zwei Reichen (dem weltlichen und dem göttlichen) stand nun aber der „geschichtlichen Welt“ die „Ausdruckswelt“ zur Seite. In ihr sei der Dichter „fähig, produktiv

Friedrich Schiller: *Über die ästhetische Erziehung des Menschen. In einer Reihe von Briefen*, Weimar 1794. Zuletzt u.a.: Stuttgart/Leipzig 2000.

das zu wahren und zu ersetzen, was an äußerer Welt tragisch und für immer verlorengegangen“ ist (aus einem Brief 1950). Das bedeutet: Indem der Dichter den Worten eine Form gibt, bildet er im Mikrokosmos den Makrokosmos nach, der zerstört, zerdacht, zerfallen bleibt. Und diese Formung ist die Konsequenz des Nichts und des Chaos, das die Moderne übriggelassen habe. Benn spricht von der „formfordernden Gewalt des Chaos“, und sein Dichter – er – wird zu einem, der ins Chaos greift, eine Form bildet, sie als Abglanz der vordem großen Ordnung hinstellt, zusammenhangslos neben allen anderen so entstandenen Gebilden. Es ist dies: erreichte Normativität im einzelnen Kunstwerk. Statisch daran ist das Gebundene, der Verzicht auf Schrankenlosigkeit und die Einsicht, daß Beschränkung die Voraussetzung für Perfektion und somit für das gültige Abbild, den gültigen Abglanz ist.

Der Weg zum Faschismus ist nun nicht weit. Und es bietet sich an dieser Stelle an, die wichtige Unterscheidung zwischen Nationalsozialismus und Faschismus dadurch vorzunehmen, daß der Nationalsozialismus eher als politisch-soziales Programm, der Faschismus als Verhaltenslehre und ästhetisches Phänomen aufgefaßt wird. Benn sah im Faschismus seine Heimat und nahm ihn als neuen Stil wahr: als kalten Stil der eingefrorenen Masse, statisch, klar, gestisch. Am besten illustriert dies Benns *Rede auf Marinetti*, jenen Futuristen aus Italien, der kurz nach der Machtergreifung Hitlers in Berlin als Gast eintraf und den Benn offiziell und mit einem kurzen Text begrüßte. Darin unter anderem:

*„Form –: in ihrem Namen wurde alles erkämpft, was Sie im neuen Deutschland um sich sehen; Form und Zucht: die beiden Symbole der neuen Reiche; Zucht und Stil im Staat und in der Kunst: die Grundlagen des imperativen Weltbildes, das ich kommen sehe. Die ganze Zukunft, die wir haben, ist dies: der Staat und die Kunst.“*

Daß dies hoch gezielt und weit über das hinausgeschossen war, was der NS-Staat für einen wie Benn tatsächlich sein konnte, hat Gunnar Dekker in seiner Biographie im Kapitel „Marinetti oder Die Kunst der Aggression“ detailreich dargestellt.

Armin Mohler hat drei Jahrzehnte früher seine Definition des faschistischen Stils vor allem auf diese Äußerungen Benns gestützt, die das krasse Gegenwort zu allen Versuchen einer sozialen Nutzbarmachung der Kunst sind. Benn sah im Faschismus (und den frühen Nationalsozialismus betrachtete er vor allem als Faschismus) eine formgebende Kraft in seinem kunsttheoretischen Sinne und jene schöpferische Antidekadenz, die den Menschen auch angesichts des grausamen Nichts ringsum nicht herabwürdige zu einem abgesicherten, warmgebetteten Verbraucher.

Benn sah das Milieu für Kunstwerke und Formgebungen in seinem Sinne realisiert. Wie verhalten sich nun Kunst und Macht zueinander?

*„Der Staat, die Macht reinigt das Individuum, filtert seine Reizbarkeit, macht es kubisch, schafft ihm Flächen, macht es kunstfähig. Ja, das ist vielleicht der Ausdruck: der Staat macht das Individuum kunstfähig, aber übergehen in die Kunst, das kann die Macht nie.“*

Aufgabenteilung steckt in diesen Sätzen aus der *Dorischen Welt*: Selbstbegrenzung des Individuums, Drang zur Strenge, oder mit Nietzsches *Geburt der Tragödie* gesagt: Zum dionysischen Rausch hat die apollinische Strenge hinzutreten, damit Kunst entsteht, ein Gebilde. Das ist der Faschismus eines Künstlers. Das ist Benn, der Faschist. Sich darüber klarzuwerden, daß der Nationalsozialismus diese reinigende Macht nicht war, ist Benns Weg bis 1934.

Gunnar Dekker: *Gottfried Benn. Genie und Barbar*, Berlin 2006.

Armin Mohler: *Der faschistische Stil*, Stuttgart 1973. Zuletzt: Schnellroda 2001.

Friedrich Nietzsche: *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik*, Leipzig 1872. Zuletzt u.a.: Stuttgart/ Leipzig 1986.

# Das Haus Atlantis

von Karlheinz Weißmann

Vor fünfundsiebzig Jahren, am 23. Juni 1931 wurde das „Haus Atlantis“ in der Bremer Böttcherstraße eingeweiht. Die Ansprache bei der feierlichen Eröffnung hielt der Bauherr selbst, der Kaffeemagnat Ludwig Roselius. Roselius hatte nach und nach die einzelnen Gebäude dieser Gasse erworben, teilweise erneuert, teilweise umgebaut, teilweise abgerissen und durch andere ersetzt. Dadurch erhielt die Böttcherstraße – wie der Name sagt, ursprünglich Wohn- und Arbeitsplatz der Faßmacher – mit ihren kleinen dunklen Gebäuden einen völlig anderen Charakter. Etwas, das Roselius nicht nur nicht störte, sondern von ihm ausdrücklich angestrebt wurde. Er sah seine Arbeit nicht als denkmalpflegerische an, er wollte selbst ein neues Denkmal setzen, auch seiner eigenen Person, aber vor allem dem, was er als das „niederdeutsche Genie“ betrachtete.

Roselius hatte ein Vermögen durch die Erfindung des entkoffeinieren Kaffees – „Kaffee HAG“ – gemacht und sich seit der Vorkriegszeit als Philanthrop, Kunstsammler und Mäzen betätigt. Seine Interessen waren weitgespannt, seine Begeisterungsfähigkeit außerordentlich. Schon den Zeitgenossen fiel neben seiner Tatkraft und Zielstrebigkeit, seinem Enthusiasmus für technische Neuerungen und Amerika ein gewisses Schwärmertum auf, eine Neigung zu Vorgeschichte und religiösen Spekulationen, als deren wichtigster Ausdruck das Haus Atlantis betrachtet werden kann. Aber auch in diesem Gebäude verbanden sich auf eine für Roselius typische Weise Geschäftsinteresse, praktischer Sinn und Vision. Schon das zuerst erworbene Haus, die Nummer sechs, das älteste und schönste Gebäude der Böttcherstraße, hatte Roselius zum Verwaltungssitz seiner Firma umbauen lassen, ab 1928 nahm es seine Kunstsammlung auf und



wurde in „Roselius-Haus“ umbenannt. Ähnlich ging es mit den Lagerhäusern in Nummer vier und fünf, in die seine Hausbank, die Bremen-Amerika-Bank, einzog.

Zwischen 1923 und 1927 war die ganze vom Markt aus gesehen rechte Seite der Straße umgestaltet worden. Den Auftrag dazu hatten die angesehenen Bremer Architekten Alfred Runge und Eduard Scotland erhalten. Sie orientierten sich an traditionellen Vorgaben, Mustern der Bremer Weserrenaissance, und fanden damit allgemeine Anerkennung. Deutlich anders verhielt es sich mit dem Paula-Becker-Modersohn-Haus, das Roselius von seinem Freund, dem Bildhauer Bernhard Hoetger errichten ließ.

Hoetger, der nach Lehr- und Wanderjahren, die ihn unter anderem nach Paris und durch die Schule Rodins geführt hatten, in der Künstlerkolonie Worpswede eine Heimat fand, war kein Architekt und gestaltete das Modersohn-Becker-Haus eher wie eine Skulptur. Das erklärt die „organische“ Formung der Innenräume ebenso wie die naturhafte Wirkung der vielfach gebrochenen Fassade, aus der Ornamente und reliefartige Symbole hervortreten. Immerhin hat die Verwendung des Backsteins hier wie bei den Gebäuden von Scotland und Runge einen harmonischen Gesamteindruck hinterlassen. Trotzdem gab es bei der Vollendung 1927 auch irritierte Stimmen, die sich vor allem an expressionistischen Elementen und dem Modernismus des Hauses störten, das eine Sammlung mit Werken der von Roselius hoch verehrten, mit Hoetger befreundeten Künstlerin aufnehmen sollte.

Die Kritik entzündete sich am Formalen, nicht an der inhaltlichen Bestimmung, denn das von Roselius formulierte Programm – „Die Wiedererrichtung der Böttcherstraße ist ein Versuch, deutsch zu denken“ – konnte in der Zwischenkriegszeit durchaus auf breitere Zustimmung rechnen. Problematisch erschien aber vielen, die Art und Weise, in der Roselius diesem „Versuch, deutsch zu denken“ künstlerischen Ausdruck verschaffen wollte. Bis Mitte der zwanziger Jahre waren seine Vorstellungen eher restaurativ gewesen. Das änderte sich unter dem Einfluß Hoetgers. Der hatte sich mittlerweile von seiner eigenen akademischen Phase in der Vorkriegs- und Kriegszeit immer weiter entfernt und galt unter den expressionistischen Stürmern und Drängern als eine Art Führerfigur. Eine wichtige Rolle bei seiner Abwendung von der Klassik spielte die Auseinandersetzung mit primitiver Kunst afrikanischer und polynesischer Herkunft, deren Ursprünglichkeit er aber auch als etwas verstand, das dem „Nordischen“ ungleich näher kam als die Bemühungen eines völkischen Realismus. In einem Brief von 1924 schrieb er an Roselius mahnend: „Du stehst mit Deiner Idee in der dunklen Halle der schiefgefahrenen Tradition und wagst nicht den Sprung in das helle Licht. ... Jeder Rückblick und jede gewollte Anknüpfung, sei es selbst mit der besten Zeit der Germanen, ist ein Beweis unserer Unzulänglichkeit. ... Warum all die Beweise, daß der nordische Mensch der befruchtende ist? Ist die Idee des beschaulichen Schaffens aus unserem reinen Zeitgeist nicht viel bedeutender und fruchtbarer? Ich bin fest überzeugt, daß Du mit all den historischen Beweisen zu keinem Beweis kommst, daß die ganze Unternehmung ... versinken wird unter das Niveau einer kunstwissenschaftlichen musealen Darstellung.“

Die Angst, daß die Böttcherstraße nichts anderes sein werde, als ein attraktives, kommerziell nutzbares, aber in ihrem Ausdruck unschöpferisches Ganzes, hat Roselius offenbar dazu veranlaßt, Hoetger für die Gestaltung der Gebäude, mit denen er beauftragt wurde, weitgehend freie Hand zu lassen. Das galt schon für das Modersohn-Becker-Haus und dann erst recht für das Haus Atlantis. Auch hier findet sich die Kombination aus Brauchbarkeit und Weltanschaulichem. So beherbergte das Haus neben Klub- und Veranstaltungsräumen, darunter der große „Himmelssaal“ im Dachgeschoß, ein „Institut für Gesundheit und Leistung“, eine Art Fitness-Zentrum, das auch dem Betriebssport der Angestellten von Roselius diente, Bibliotheks- und Leseräume sowie einen musealen Bereich für die „Sammlung Väterkunde“. Anders als im Roselius- oder im Modersohn-Becker-Haus ging es in der Sammlung aber nicht um die Präsentation wertvoller Kunstwerke – oft begnügte man sich gezwungenermaßen mit Repliken –, sondern um die Vermittlung eines bestimmten Geschichtsbildes, in dessen Zentrum die Idee stand, daß die „nordische Rasse“ die einzige kulturschöpferische sei, daß ihre Urheimat eine nordische Atlantis war, die in der Vorzeit durch eine Flutkatastrophe vernichtet

Karlheinz Weißmann: *Heimat der Arier? Die völkische Atlantis*, in ders.: *Mythen und Symbole*, Schnellroda 2002.

Maria Anczykowski (Hrsg.): *Bernhard Hoetger – Skulptur, Malerei, Design, Architektur*, Bremen 1998.

wurde und deren Überlebende dann in allen Teilen der Welt mit ihrem überlegenen Wissen befruchtend wirkten.

Derartige Vorstellungen von kultureller Diffusion waren seit dem 19. Jahrhundert außerordentlich verbreitet, auch die Verknüpfung mit der Annahme einer Urheimat aller Kulturen in Atlantis fand sich relativ oft, aber die Dreiheit Urkultur – Atlantis – Nordische Rasse war ein relativ spätes Produkt, konnte sich niemals auf breiterer Ebene durchsetzen und blieb auf kleinere Kreise beschränkt. Zu deren einflußreichsten Ideengebern gehörte in den Zwischenkriegsjahren der aus den Niederlanden stammende Wahldeutsche Herman Wirth. Wirth hatte in den zwanziger Jahren mit einem ungeheuren Aufwand zu beweisen versucht, daß es in der Frühzeit eine nordische Kultur gegeben habe, deren Weltanschauung sich auf Grund archaischer Symbol- und Schriftsysteme noch rekonstruieren lasse. Reste dieser Zeichen hatten sich nach Wirths Überzeugung auf allen Kontinenten erhalten und ließen keinen anderen Schluß zu, als den, daß die nordischen Atlanter nach der Zerstörung ihres Kontinents zu „Missionaren“ wurden und die alte Kultur so wenigstens in ihren Grundelementen bewahrt blieb. Wichtiger als das, erschien ihm aber die Fähigkeit der Nachkommen, durch gleiche rassische Zugehörigkeit, Zugang zum „Ahnenerbe“ zu gewinnen.

Wirth hätte seine Ideen einer breiteren Öffentlichkeit niemals vorstellen können, ohne die Unterstützung durch großzügige Förderer, zu deren wichtigsten sein Verleger Eugen Diederichs und Roselius gehörten. Beide haben vor allem die Herausgabe von Wirths Hauptwerk *Der Aufgang der Menschheit* (Jena 1928) finanziert. Auf dem Umschlag dieses Buches ist ein Bild zu sehen, das sich überhaupt nur verstehen läßt, wenn man Wirths Theorie etwas genauer kennt. Dargestellt ist ein Mann, der an einem gleichseitigen Kreuz hängt, dessen Enden in einem mit Runen besetzten Kreis auslaufen. Es handelt sich dabei um ein Symbol, das Wirth in mehr oder weniger deutlicher Form bei allen von den Atlantern beeinflussten Kulturen gefunden zu haben glaubte. Es brachte seiner Meinung nach alle Hauptaspekte ihrer Religion zum Ausdruck: die Annahme eines unsichtbaren „Hochgottes“, der sich in der Sonne offenbarte, deren Umlauf dem Mythos vom Sterben und Auferstehen dieses „Gottessohnes“ entsprach. Das Christentum, so Wirth, sei der in vielem zwar mißverständene, ins Historische übersetzte, aber im Kern doch zutreffende Ausdruck dieser uralten kosmischen Lehre.

Es liegt auf der Hand, warum Wirths Weltanschauung auf das besondere Interesse von Roselius traf, der Anfang der zwanziger Jahre den Kontakt gesucht hatte und auch Hoetger in Verbindung zu Wirth brachte. Zwischen Hoetger und Wirth blieb das Verhältnis aber nicht ohne Spannung. Das mag man teilweise auf das jeweilige Sendungsbewußtsein zurückführen, teilweise aber auch auf die Schwierigkeiten, die sich aus der unterschiedlichen Kunstauffassung ergaben. Für Wirth sollte die Kunst seine Ideen illustrieren, für Hoetger war sie eine Größe *sui generis*, in der der nordische Genius unmittelbar sprechen mußte. Es ist insofern anzunehmen, daß Wirth schon der kühnen Stahlkonstruktion des Hauses Atlantis, der Verwendung von *Art-déco*-Elementen im Schmuck und der an Fritz Langs Film „Metropolis“ erinnernden submarinen Lichtwirkung in Treppenhaus und Himmelssaal ablehnend gegenüberstand. Zu scharfen Auseinandersetzungen kam es aber vor allem um den „Lebensbaum“, der über die gesamte Höhe der Fassade laufen sollte. Hoetger hatte als Material Eichenholz gewählt, das teilweise mit Kupferplatten ummantelt war. Der Aufbau begann in Höhe des Eingangs mit drei Säulen, die die Nornen Urd, Verdandi und Skuld symbolisierten, darüber ein Architrav mit nordischem Flechtbandmuster, auslaufend in zwei erhobene Tierköpfe, die an die Drachensteven der Wikingerschiffe erinnern und die atlantischen „Missionare“ repräsentierten, dann folgt das Radkreuz mit dem Gekreuzigten, darüber ein lateinisches Kreuz und auf Dachhöhe eine mit Goldblech überzogene, kreisrunde Scheibe, flankiert von Schwänen, den Tieren des Sonnengottes Apoll.

Die Empörung Wirths entzündete sich an der Darstellung des Gekreuzigten, den er sich als edlen germanischen Krieger gewünscht hatte, Bezug nehmend auf das eddische Lied von Odin, der sich selbst als Opfer am Weltenbaum darbrachte. Aber Hoetger hatte dieses Konzept als steril

Arn Strohmeier: *Der gebaute Mythos. Das Haus Atlantis in der Bremer Böttcherstraße. Ein deutsches Mißverständnis*, Bremen 1993.

abgelehnt und Roselius angerufen, dem er mit dem Abbruch des Projektes drohte, wenn Wirth sich durchsetzen dürfe. Roselius stellte sich schließlich auf die Seite von Hoetger und verteidigte dessen Werk auch öffentlich: „Man muß sich die nordischen Felsenbilder ansehen, um es zu verstehen. Mich hat das Werk bis in die Seele erschüttert. Prof. Wirth blieb skeptisch, er möchte heute noch eine naturalistische, statische Lösung finden.“



Ich glaube nicht, daß es eine andere gibt. Soll die 500.000-jährige Geschichte eines Volkes symbolisch durch eine Figur dargestellt werden, so kann man nicht zur Alltäglichkeit greifen, mag sie künstlerisch noch so gut gestaltet sein.“

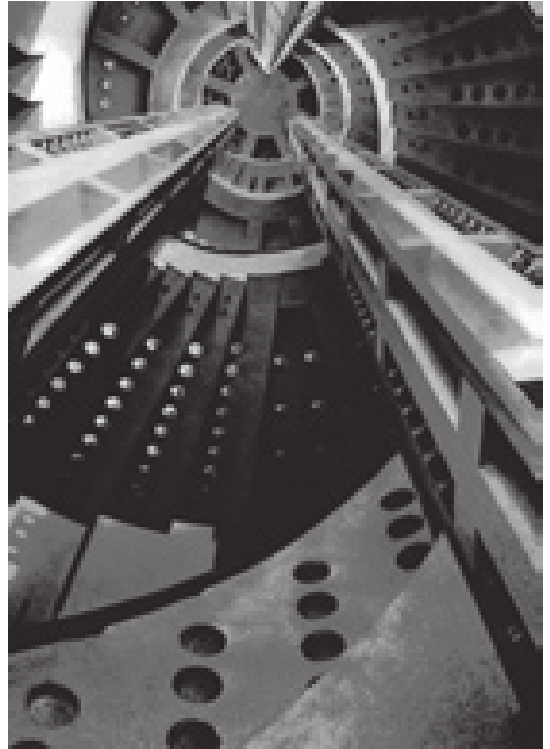
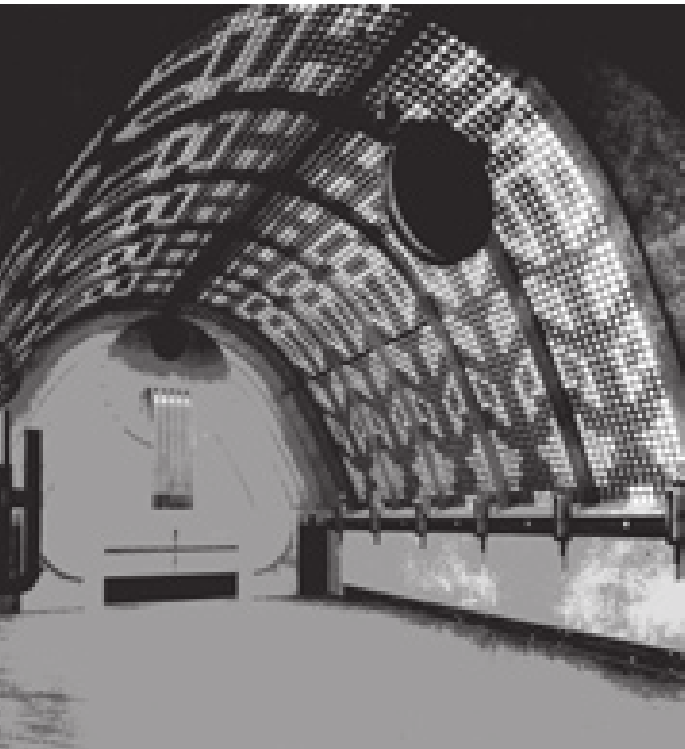
Hoetgers Figur des Gekreuzigten bedeckte an den Lenden eine Art Fellschurz, der Körper wirkt ausgemergelt, der Kopf seltsam überproportioniert, maskenhaft unmenschlich. Waren es für Wirth vor allem ideologische Gründe, die seinen Widerspruch herausforderten, so reagierte die breitere Öffentlichkeit empört, weil die Figur keiner üblichen Auffassung von Schönheit entsprach. In den *Bremer Nachrichten* hieß es: „Scheußlicher Fetisch über einer Bratpfanne mit phosphoreszierenden Spiegeleiern: dieser geräderte, hölzerne Rettich, geschunden, gehölgert, geböttgert – meschugge...“ Und der Dichter Rudolf Alexander Schröder empörte sich über „Wotanskult“ und „sakrale Roßschlächtere“. Sonderschick beeindruckt waren Roselius und Hoetger dadurch allerdings nicht. Vielmehr eröffnete Roselius am zweiten Jahrestag der Einweihung des Hauses Atlantis in dessen Räumen das „Erste nordische Thing“, an dem einhundertfünfzig Wissenschaftler teilnahmen, zu deren Spezialgebieten die germanische Frühzeit gehörte. Wesentliches Anliegen von Roselius war dabei der Versuch, Wirth die Anerkennung der Zunft zu verschaffen, die ihm bisher versagt geblieben war. In seinem Grußwort beschwor er als „Rufer“ des Things die Anwesenden förmlich, dem „seltenen Mann“ Gehör zu schenken. Die Bitte war indes vergeblich, der Vortrag Wirths endete mit einem Eklat, als mehrere Wissenschaftler unter Protest den Saal verließen.

Tatsächlich war die Stellung Wirths zu diesem Zeitpunkt schon unhaltbar geworden. Das hing vor allem damit zusammen, daß er sich für die Authentizität – des Textes – der seit langem als Fälschung identifizierten Ura-Linda-Chronik einsetzte, deren angeblich altfriesischer Text eine

■ Nordischer Expressionismus, Fassade des Paul-Modersohn-Becker-Hauses  
 ■ Lebensbaum am Atlantishaus

Arthur Hübner: *Herman Wirth und die Ura-Linda-Chronik*, Berlin und Leipzig 1934.

Überlieferung enthielt, die mit Wirths eigenen Spekulationen zur Frühgeschichte harmonierte. Das Scherbengericht, das die Wissenschaft daraufhin über Wirth hielt, trug ihm allerdings das Wohlwollen eines Mäzens ein, dessen Einfluß den von Roselius deutlich überstieg. 1933 kam es zu einer folgenreichen Begegnung zwischen Wirth und Heinrich Himmler, der daran dachte, mit dessen Hilfe eine Wissenschaftsorganisation der



- Submarin, Himmelsaal im Haus Atlantis
- Treppenhaus, Metropolisreminiszenz

SS, das „Ahnenerbe“, aufzubauen. Die Kooperation begann mit großem gegenseitigem Enthusiasmus. Aber der Eigensinn und die Verschrobenheit Wirths auf der einen, der Versuch Himmlers, sich stärker um seriöse Vorgeschichtsforschung zu bemühen auf der anderen Seite, führten schon 1935 zu einem Zerwürfnis und zur Trennung. Wie sich die Beziehung Wirths zu Roselius weiterentwickelte, ist nicht bekannt, immerhin war der gezwungen, den offiziellen Führer der Böttcherstraße ab 1933 mit einem Hinweis zu versehen, demzufolge das „Paula-Becker-Modersohn-Haus und der Lebensbaum vor dem Hause Atlantis keinesfalls der heutigen nationalsozialistischen Kunstanschauung entsprechen“.

Dieser Akt der Selbstzensur blieb nicht der einzige, dem sich Roselius und Hoetger unterwarfen, die beide nach der Machtübernahme Hitlers versuchten, sich den neuen Verhältnissen anzupassen, ohne allen Spielraum aufzugeben. Das war aber nur in der Anfangszeit des NS-Regimes durchzuhalten. Im Frühjahr 1935 begann *Das Schwarze Korps*, die Wochenzeitung der SS, die ihre besondere Aufgabe darin sah, die „verdeckten“ Gegner des Systems zu entlarven, mit Angriffen auf Roselius und Hoetger. Aufschlußreich war dabei die Bezugnahme im Fall des Künstlers: „Der Fall Hoetger“, so *Das Schwarze Korps*, „ist gewiß mit dem viel umstrittenen Fall Barlach zu vergleichen. Beide schaffen im besten Mannesalter eine Folge von Bildwerken, die jeder von uns als artfremd empfindet.“ Der gereizte Ton im Vergleich des „Falles Hoetger“ mit dem „Fall Barlach“ erklärt sich daraus, daß es innerhalb der NSDAP eine kulturpolitische Minderheit gab, die den einen wie den anderen für adäquate Träger eines erneuerten Kunstwillens hielt.

Den Bildhauer Ernst Barlach und ähnlich den Maler Emil Nolde hatte die nationalistische Intelligenz schon in den zwanziger Jahren als Vertreter einer „unbürgerlichen, unrealistischen Kunst der Phantasie“ gefeiert und gegen eine völkische „Verspießerung“ (Fritz Meyer-Schönbrunn) in Schutz genommen. Der Konflikt erreichte seinen ersten Höhepunkt, als der von der nationalsozialistischen Landesregierung Thüringens 1930 mit einer Säuberung der staatlichen Sammlungen beauftragte Paul Schultze-Naumburg die Arbeiten von Barlach und Nolde als „entartet“ entfernen ließ.

Götz Otto Stoffregen: *Aufstand – Querschnitt durch den revolutionären Nationalismus*, Berlin 1931.

Es ist angesichts der Bedeutung von Hitlers persönlichem Geschmack für die Kunstpolitik des NS-Regimes nicht überraschend, daß nach 1933 alle Versuche, modernen Richtungen, insbesondere wenn sie vom Expressionismus beeinflußt waren, Duldung zu verschaffen, ohne Aussicht auf Erfolg blieben. Im Fall der Böttcherstraße kam außerdem der Verdacht der ideologischen Häresie hinzu, den Hitler immer gegen die völkischen „Rückwärtse“ mit ihren spekulativen Neigungen empfand. In seiner großen kulturpolitischen Rede auf dem Nürnberger Parteitag von 1936 erklärte er dann auch unmißverständlich: „Wir haben nichts zu tun mit jenen Elementen, die den Nationalsozialismus nur vom Hören und Sagen her kennen und ihn daher nur zu leicht verwechseln mit undefinierbaren nordischen Phrasen und die nun in einem sagenhaften Atlantischen Kulturkreis ihre Motivforschungen beginnen. Der Nationalsozialismus lehnt diese Art von Böttcherstraßen-Kultur schärfstens ab.“

Die Reaktion der Angegriffenen war beschämend. Sie unterwarfen sich nicht nur dem Diktum Hitlers bedingungslos, sie machten ihrerseits Vorschläge, wie man die „Kulturschande“ beheben könne. Zu den wichtigsten Veränderungen gehörte ohne Zweifel die Entfernung des expressionistischen Ziegel- und Buntglasgefüges über dem Eingangstor der Böttcherstraße, das Hoetger durch ein goldschimmerndes Relief ersetzen ließ, das einen vom Himmel herabstoßenden Engel mit Schwert zeigte, der einen Drachen niederschlägt. Dieser „Lichtträger“, so Hoetger, solle „den Sieg unseres Führers über die Mächte der Finsternis“ darstellen. Zeitgleich bat Roselius Hitler persönlich um Abänderungsvorschläge für die Bauten. Am 26. Oktober 1936 entschied Hitler aber, daß keine Korrekturen vorzunehmen seien, vielmehr solle die Böttcherstraße der Nachwelt als abschreckendes Beispiel für „entartete Kunst“ erhalten werden: Nach der Begehung durch Albert Speer wurde das ganze Ensemble ein halbes Jahr später zu diesem Zweck sogar unter Denkmalschutz gestellt.

Alle folgenden Versuche von Roselius und Hoetger, sich mit dem System zu arrangieren, schlugen fehl. Ein Antrag von Roselius auf Parteaufnahme wurde 1938 abschlägig beschieden, er verließ Bremen und starb fünf Jahre später vereinsamt und resigniert. Der Rückzug war auch die einzige verbleibende Möglichkeit für Hoetger, der den Ruch des „Entarteten“ nicht mehr abstreifen konnte. Er starb 1949 in Berlin. Das bedeutete auch, daß er die Zerstörung der Böttcherstraße miterleben mußte, die den alliierten Luftangriffen auf Bremen am 19. August und 6. Oktober 1944 zum Opfer fiel. Nur das Haus Atlantis blieb weitgehend unversehrt, die Stahlkonstruktion war stabil genug. Allerdings wurde der Lebensbaum zum großen Teil ein Opfer der Flammen. Daß man bei der Rekonstruktion der Böttcherstraße, die 1954 abgeschlossen war, nicht an eine Restauration dachte, wird man vielleicht als verständlich ansehen müssen, aber bis 1965 wurden auch die Reste der Hoetgerschen Fassade unkenntlich gemacht. Lediglich Treppenhaus und Himmelsaal ließen die neuen privaten Eigner restaurieren.

Armin Mohler hat einmal gesagt, man müsse den revolutionären Charakter der Konservativen Revolution in Zweifel ziehen, weil sie keinen eigenen Baustil hervorgebracht habe. Das ist im strengen Sinn richtig, obwohl nicht zu bezweifeln ist, daß es im Umkreis der Konservativen Revolution auch Architekten gegeben hat, deren Vorstellungen vom Historismus ebenso weit entfernt waren wie vom „Internationalen Stil“. Man kann in dem Zusammenhang die Siedlungsentwürfe der Lebensreformer ebenso nennen wie das völkische Bauen eines Hermann Hendrich, die Monumente eines Wilhelm Kreis, die kühne Erneuerung der Backsteinbauweise durch Fritz Höger ebenso wie die Neuromanik der dreißiger Jahre. In diesem Ganzen haben Roselius und Hoetger sicher eine Randstellung, vor allem, weil sie versuchten, einer ganz bestimmten – im Grunde esoterischen – Weltanschauung architektonischen Ausdruck zu verschaffen. Daß sie sich moderner Mittel bedienten, um dieses Ziel zu erreichen, trennte sie nicht von der Konservativen Revolution insgesamt, sondern wirft Licht auf deren Facettenreichtum.

Daniel Schreiber (Hrsg.):  
*Ewald Mataré und das Haus Atlantis. Eine Kunstgeschichte zwischen Hoetger und Beuys*, Bremen 2005.

# „Historikerstreit“ oder Eine Form der Herrschaftsausübung

von Stefan Scheil

Es soll Menschen geben, die halten Geschichtsforschung für eine Sparte der Wissenschaft. Eine immerhin beachtliche Zahl von Personen verdient schließlich ihren Lebensunterhalt auf Basis dieser Annahme durch die Wahrnehmung von universitären Lehr- und Forschungsaufträgen. Wissenschaften aber beschäftigen sich bekanntlich mit dem Feststellen von Tatsachen und mit dem Versuch, diese festgestellten Tatsachen möglichst sachlich richtig und effektiv zu interpretieren. Es gab jedoch auch immer Menschen, die bestritten haben, daß Geschichtsforschung in diesem Sinn überhaupt wissenschaftlich sein kann. Ihre Argumente sind nicht leicht beiseite zu schieben. Die Menge vergangener Tatsachen ist unendlich groß, wichtige Elemente sind für immer verloren, die Auswahl eines Historikers aus dem verbleibenden Angebot entzieht sich in dieser Sicht zudem jeder objektiven Kritik. Worüber geredet und geschrieben wird, entscheidet demnach der Wille der Beteiligten. Fragen der Geschichtswissenschaft wären daher Machtfragen.

Wer sich vor zwanzig Jahren in deutschen Fachzeitschriften und Feuilletons umsah, der konnte schwerlich einer anderen als der zweiten Position zustimmen. Die geistige Welt der Bundesrepublik sah sich aufgerüttelt von einem „Historikerstreit“ bekannter Intellektueller darüber, was man sagen dürfe und was nicht. Es ging dabei von Anfang an nicht um inhaltliche Klarstellungen, sondern um Herrschaftsausübung. Wichtige Protagonisten der angreifenden Partei wie Jürgen Habermas oder Rudolf Augstein machten kein Hehl aus ihrer Ahnungslosigkeit in der Sache. Sie unterstellten den Opfern ihres Überfalls wie Ernst Nolte oder Andreas Hillgruber frank und frei Dinge, die diese nicht gesagt hatten, bestritten aber zum Ausgleich manches, was als historische Tatsache schlicht und er-

Rudolf Augstein u.a.: „Historikerstreit“: Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München 1987.

greifend feststand. Im Krieg, auch im intellektuellen, bleibt die Wahrheit als erstes auf der Strecke. Man konnte das 1986 sehr genau beobachten.

Nun trifft es nicht zu, daß die Vergangenheit wissenschaftlicher Erforschung unzugänglich sei. Innerhalb der Grenzen, die menschlicher Erkenntnis gezogen sind, läßt sich hier durchaus objektiv arbeiten. Allerdings ist diese Objektivität ein zartes Pflänzchen, das lediglich bei entsprechender Pflege und Selbstdisziplin gedeihen kann und natürlich – um im Bild zu bleiben – etwas Nahrung durch die milde Sonne seriöser wissenschaftlicher Auseinandersetzung benötigt. Das gilt prinzipiell für alle Wissenschaft, und obwohl sich die Naturwissenschaften in dieser Hinsicht als die etwas wetterfestere Branche erwiesen haben, bleibt an der Feststellung Lichtenbergs vieles richtig: „Ein etwas vorschnippischer Philosoph, ich glaube Hamlet, Prinz von Dänemark, hat gesagt, es gäbe eine Menge Dinge im Himmel und auf Erden, wovon nichts in unseren Kompendien stünde. Hat der einfältige Mensch, der bekanntlich nicht recht bei Trost war, damit auf unsere Kompendien der Physik gestichelt, so kann man ihm getrost antworten: gut, aber dafür stehen auch wieder eine Menge Dinge in unseren Kompendien, wovon weder im Himmel noch auf der Erde etwas vorkommt!“

Auf daß sich die Zahl der letzteren beachtlich mehrten sollte, hatte es schon vor dem Historikerstreit eine denkwürdige Auseinandersetzung gegeben: den Positivismusstreit der sechziger Jahre. Ging es Jürgen Habermas und Co. zwanzig Jahre später um die Frage der politisch korrekten Geschichtsbetrachtung und die Eliminierung störender Tatsachen aus der Diskussion, so gab es zuvor den etwas in Vergessenheit geratenen Versuch, auch die Naturwissenschaften und vor allem die Soziologie „korrekt“ zu gestalten. Unter anderem wurde von der Frankfurter Schule und Habermas der Vorwurf erhoben, eine Konzentration auf das Sammeln von Fakten und die Prüfung von Interpretationsmodellen, wie sie die Positivisten angeblich vornahmen, habe entweder kein politisches Rückgrat oder sei überhaupt eine Mogelei. Wertfreie Positivisten neigten demnach dazu, alles Daseiende zu rechtfertigen – ergo auch die jeweils bestehenden politischen Verhältnisse. Da der Faschismusverdacht schon damals die gängige Währung war, landete man dabei als angeblich schlagendes Beispiel bei der „deutschen Physik“, die von völkischen Vordenkern vor und nach 1933 proklamiert worden war. Ein Blick auf die Fakten hätte hier bereits der Debatte den Boden entziehen können: Die deutsche Physik war von den Positivisten in der Tat nicht ernstgenommen worden.

Unter den Kontrahenten der damaligen Auseinandersetzung fanden sich bekannte Namen. Theodor Adorno, Max Horkheimer und Jürgen Habermas auf der einen Seite, Hans Albert, Arnold Gehlen, Ernst Topitsch und Karl Popper auf der anderen. Im wesentlichen war es auch damals Jürgen Habermas, der aus einer zunächst im Stil der alten Ordinarienuniversität inszenierten intellektuellen Debatte eine öffentliche machte. Er blieb später dieser Methode durchaus treu. Wesentliche Stilelemente kehrten daher im Historikerstreit wieder: Zum einen gab es den „Positivismus“ nie, gegen den Habermas damals zu Felde zog. Nie hatte jemand die von ihm angegriffenen Positionen vertreten und diejenigen, die Jahrzehnte vorher wenigstens eine ähnliche Haltung eingenommen hatten, hatten sich längst weiterentwickelt. Zum anderen warf Habermas mit seiner künstlichen Zusammenstellung einer Reihe von Personen zur einheitlichen Gruppe vollkommen heterogene intellektuelle Positionen willkürlich in einen Topf.

Man konnte diese Methode im Historikerstreit erneut erkennen. Weder hatten die von Habermas in seiner Angriffseröffnung in der *Zeit* namentlich attackierten Ernst Nolte, Michael Stürmer, Klaus Hildebrand und Andreas Hillgruber die ihnen vorgeworfenen Positionen überhaupt je vertreten, noch stellten sie bei nüchterner Betrachtung eine Gruppe dar, bei der man von Gemeinsamkeiten in der Sache oder gemeinsamen geschichtspolitischen Zielen sprechen konnte. Da die Namen nun einmal im Raum standen, titulierte Elie Wiesel die vier Genannten dennoch im Jargon der maoistischen Volksrepublik als „Viererbande“, was den Intentionen von Habermas kaum zuwiderlief. Habermas selbst machte immerhin einen gewissen funktionalen Unterschied zwischen Hildebrand und Stürmer auf der einen, Nolte und Hillgruber auf der anderen Seite geltend. Erstere hätten den „Revisionismus“ der letzteren „empfohlen“.

Georg-Christoph Lichtenberg: *Sudelbücher*, Hrsg. von Franz H. Mautner, Frankfurt 1984.

Hans-Joachim Dahms: *Positivismusstreit, die Auseinandersetzungen der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem kritischen Rationalismus*, Frankfurt 1994.

Die Angriffe zielten unter die Gürtellinie. Persönlich zu Herzen nahm sie sich insbesondere Hillgruber, der nicht nur von Habermas, sondern auch von Rudolf Augstein ins Visier genommen wurde. Er sah sich im *Spiegel* als „konstitutioneller Nazi“ tituliert, wobei ungeklärt blieb, was außer der beleidigenden Absicht damit gemeint sein konnte. Neben Ernst Nolte wurde Hillgruber zur tragischen Figur dieses Streits, allerdings aus völlig anderem Grund. Während Nolte mit seiner Deutung des Faschismus als eines Epochenphänomens einen großen und dauerhaft irritierenden Wurf gelandet hatte, hatte Hillgruber zu dieser Zeit an seiner Habilitationsschrift über „Hitlers Strategie“ gearbeitet und ihr eine Tendenz gegeben, die ob seines dauerhaften Einflusses eigentlich Habermas' Lob verdient gehabt hätte. Während damals bereits das Tor zu einer differenzierten Betrachtung der Ursachen etwa des Unternehmens Barbarossa weit offenstand, nicht zuletzt durch die Arbeiten des ihm wohlbekanntnen Philipp Fabry, schlug Hillgruber dieses Tor 1965 laut krachend zu. Als Vehikel dienten ihm dabei Mutmaßungen über Hitlersche „Stufenpläne“ zur Welteroberung und dessen angeblich „axiomatische Fixierung“ auf einen Rußlandfeldzug. Für beides gab es keine Quellenbelege, das räumte er beiläufig ein. Damit hätte diese Position innerhalb der Geschichtswissenschaft eigentlich erledigt sein müssen, denn worüber es keine Quellen gibt, darüber läßt sich allenfalls in aller Vorsicht spekulieren. Es zum Leitfaden einer Darstellung des Rußlandfeldzugs oder gar des Zweiten Weltkriegs überhaupt zu machen, war ein Verstoß gegen elementare Standards der Geschichtsschreibung und eine wissenschaftliche Todsünde.

Philipp Walter Fabry: *Der Hitler-Stalin-Pakt. Ein Beitrag zur Methode sowjetischer Außenpolitik*, Darmstadt 1962.

Dennoch setzte Hillgruber in den Folgejahrzehnten die Maßstäbe, nicht Fabry. Und genau diese Maßstäbe schufen die Basis für die völlig ahistorische Interpretation der deutschen Zeitgeschichte unter Ausblendung der zu jeder Zeit selbstverständlichen Wechselwirkungen internationaler Politik, zumal in Kriegszeiten. Das von Clausewitz formulierte „Gesetz des Krieges“, der sich wechselseitig bedingenden Steigerung der Gewaltanwendung, blieb unbeachtet. Das galt für den Rußlandfeldzug wie für die gesamte Phase der militärischen und ideologischen Auseinandersetzungen zwischen 1900 und 1945.

Carl v. Clausewitz: *Vom Kriege*, Hamburg 1992.

„Hitler wars“. Als dies in der zunehmenden Konjunktur von psychologischen und sozialgeschichtlichen Deutungen methodisch denn doch zu dürftig schien, „war es“ auch die Militärführung, die Beamtenschaft, die Industrie, dann der Widerstand des 20. Juli und in einer der letzten gelungenen Inszenierungen aus dem Habermas-Umfeld schließlich „die Wehrmacht“, die das Reemtsma-Institut für Sozialforschung in seinen Ausstellungen als Popanz losgelöst von allen Wechselwirkungen in Bezug auf die Rote Armee vorführte. Am Ende sollten es praktisch alle „gewesen sein“, jedenfalls soweit sie Deutsche waren. Götz Aly trieb die Dinge im Jahr 2005 mit *Hitlers Volksstaat* auf die Spitze. Die *Zeit* rief aus diesem

Götz Aly: *Hitlers Volksstaat*, Frankfurt 2005.



Noch eine Ursache – Opfer eines NKWD-Massakers in der Ukraine, 1941



Anlaß zum wiederholten Mal den nächsten Historikerstreit aus, für dieses Mal allerdings vergebens, denn Alys Anklage des deutschen Volkes als Profiteur der NS-Herrschaft wies passagenweise eine derart groteske Unkenntnis volkswirtschaftlicher Fakten und Zusammenhänge auf, daß die Sache vergleichsweise stillschweigend entsorgt wurde.

Keinesfalls spielte in diesem sich im Laufe der Jahre steigernden Zeitgeschichtswirrwarr irgendein außerhalb Deutschlands liegendes Ereignis eine Rolle für den Aufstieg des Nationalsozialismus, den Ausbruch des Krieges oder irgend etwas, was in diesem Zeitraum geschah. In diesem Klima beging Hillgruber in den Augen von Habermas den kaum verzeihlichen Fehler der Empathie mit den „Tätern“: „Er will sich nicht mit den Insassen der Konzentrationslager identifizieren, sondern mit dem ‚konkreten Schicksal der Bevölkerung im Osten‘.“

Dies rutschte dem Philosophieprofessor 1986 allerdings erst in einem Zweitschlag heraus, den er als Leserbrief an die FAZ geschickt hatte. In seinem vorhergehenden Artikel für die *Zeit* hatte er noch – durchaus bedenkenswert – geschrieben, ein Historiker solle sich gar nicht identifizieren, sondern den Überblick behalten, den ihm sein Informationsvorsprung gegenüber den Zeitgenossen und die zeitliche Distanz ohnehin nahelegten. Solche Schwankungen begleiteten die Habermasche Form des Argumentierens allzu oft. Sie ließen sich selbst innerhalb einzelner Beiträge nachweisen, was Klaus Hildebrand mit der Routine des mit Zitaten arbeitenden Historikers auch tat und zu

dem Fazit kam, Habermas hätte schweigen sollen, wenn er Philosoph hätte bleiben wollen. Allein, dies fruchtete wenig, weil es den Streit auf einer Ebene aufnahm, auf die Habermas weder folgen wollte noch konnte.

So durfte sich Andreas Hillgruber also in gewissem Sinn als irrtümliches Opfer betrachten und verraten fühlen, war er doch im Prinzip einer der Vorkämpfer des von Habermas angemahnten, korrekt auf Deutschland fixierten Geschichtsbilds gewesen. Er verstarb 1989 recht frühzeitig, aber auch als Lebender wäre er zweifellos schnell wieder in den öffentlichen Geschichtsbetrieb zurückgekehrt und gern aufgenommen worden. Ein bald nach dem Tod erschienener Gedenkbuch hob dies angemessen hervor. Damit blieb Ernst Nolte schließlich zu Recht die intellektuelle Hauptfigur des Streits. An ihm entzündete sich die Auseinandersetzung auch in den Folgejahren und bis heute immer wieder. Dies war kein Zufall. Von der „Viererbande“ durchbrach allein er mit seinen Arbeiten über den Nationalsozialismus als Faschismus, der zusammen mit anderen Bewegungen ein faschistisches Epochenphänomen gebildet habe, der als Aufstand gegen die menschliche Transzendenz und als Gegenbewegung zum Marxismus zu werten sei, die zentrale Annahme des willkürlichen deutschen Sonderwegs. Während sich Habermas in seinen Ausführungen fortwährend selbst widersprach, argumentierte Nolte zudem noch auf begrifflich hohem Niveau und unter konsistenter Fortentwicklung seiner Thesen, was *Der Faschismus in seiner Epoche* und die nachfolgenden Veröffentlichungen über den *Europäischen Bürgerkrieg* und schließlich den *Kausalen Nexus* auch für denjenigen fruchtbar und lesenswert machte, der Noltens Ansichten im einzelnen oder im ganzen nicht teilte. Er hatte ein neues Paradigma zur Interpretation der jüngeren europäischen Geschichte formuliert und räumte zugleich ein, ein einzelnes Paradigma – also auch das seine – könne den komplizierten Geschichtsablauf nie vollständig erfassen. Mehr kann ein Historiker nicht leisten.

An diesen Arbeiten konnte man also nicht vorbei, und so wurde Nolte in manchen Augen zum dauernden Ärgernis, da er seine Ergebnisse



*Immer derselbe, auch nach hundert Jahren – Ausschnitt aus Spiegel-Titel zum 20. April 1989*

Jost Düllfer (Hrsg.): *Deutschland in Europa, Gedenkschrift für Andreas Hillgruber*, Frankfurt 1990.

Ernst Nolte: *Der Faschismus in seiner Epoche*, München 1963.

ungerührt von allen Anfeindungen vertrat und Differenzierungen verlangte, wo der Zeitgeist zunehmend geradere Linien von Bismarck nach Auschwitz zog. Es wirkte in der hektischen Umgebung als Provokation, wenn er sich der verlangten letzten Zuspitzung regelmäßig versagte, beispielsweise den „Kausalen Nexus“ zwischen Gulag und Auschwitz nicht als Automatismus mißverstanden sehen wollte und in Bezug auf den Genozid beharrlich die Differenz zwischen „verstehbar“ und „verständlich“ einklagte. Hier wollten viele bewußt nicht mitgehen. Die Gründe dafür lagen im Zeitgeist, der nicht an begrifflichen Differenzierungen interessiert war und ist, aber auch in der Natur der publizistischen Kriegsführung. Als Rudolf Augstein einmal gefragt wurde, warum er gegen Franz Joseph Strauß mit so maßloser Polemik und falschen Anschuldigungen vorgegangen sei, da blickte er den Fragesteller ob der Naivität dieser Frage zunächst verständnislos an, dann kurz zu Boden und sagte schließlich: „Also wissen Sie, einem Gegner solcher Potenz kann man nicht mit Objektivität beikommen.“

Mit Blick auf den Historikerstreit wird man sich heute an den Erfolg der Habermasschen Streitstrategie erinnern, aber auch daran, wie manche seiner Inszenierungen fehlschlügen. Wer als Meinungsführer im öffentlichen Gespräch bleiben will, der muß stets neue Themenfelder suchen und deren Auswahl ist nicht ganz beliebig, sondern wird zum Teil von den Vorlieben und Ängsten der Multiplikatoren und des Publikums bestimmt. Jürgen Habermas hat sich mit seinen Äußerungen in den letzten Jahren zusehends auf das Feld der ethischen Fragestellungen im Zusammenhang mit den neuen Möglichkeiten in Medizin und Gentechnik konzentriert. Für einen Streit muß auch ein geeigneter (will sagen: bekannter und bereits kritisch beäugter) Gegner vorhanden sein. Vor diesem Hintergrund ist etwa das Scheitern der Attacke gegen Peter Sloterdijk zu sehen, die Habermas 1999 aus dem Hintergrund förderte, die aber im Ansatz steckenblieb.

Peter Sloterdijk, wohl der einzige deutsche Philosoph, der den Bekanntheitsgrad von Habermas erreicht, hatte in einem Redebeitrag von „Menschenparks“ gesprochen. In diesen Parks würden die gentechnisch zunehmend vorbehaltlich vorgeburtlicher Diagnosen genehmigten und dann verhütungstechnisch ordnungsgemäß zugelassenen Individuen in Zukunft wandeln. Das trug ihm den Vorwurf ein – welchen sonst, mag man fragen – „faschistisch“ zu denken und der Eugenik der Nationalsozialisten das Wort zu reden. Kaum jemand in den Redaktionen griff das Thema auf, hatte dort doch praktisch jeder in den achtziger Jahren mit begeisterter Zustimmung die *Kritik der zynischen Vernunft* des postmodernen Modephilosophen Sloterdijk gelesen und zeigte wenig Neigung, gerade gegen ihn die Faschismuskeule zu schwingen.

Zwei Jahrzehnte nach dem Historikerstreit wird nun allortorten Bilanz gezogen. Dabei greift natürlich erneut die Mechanik des öffentlichen Streits, sofern es sich um eine Inszenierung handelt. Wer zum Interview gebeten oder gar zur Fernsehdiskussion eingeladen wird, ist per se wichtig. Der Einfluß des allzumenschlichen Ehrgeizes auf die Entscheidung bestimmter Professoren, sich ebenfalls zu Wort zu melden, darf nicht unterschätzt werden. Im Hintergrund geht derweil die Arbeit voran. Der Historikerstreit wird in weiteren zwanzig Jahren sehr wahrscheinlich als absurdes Theater betrachtet werden, und es wird nicht die Habermassche Position sein, die den Ton angibt. Intellektuelle Fragen sind eben nicht nur Machtfragen.

Jürgen Habermas: *Die Zukunft der menschlichen Natur: auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?*, Frankfurt 2002.

Peter Sloterdijk: *Kritik der zynischen Vernunft*, Frankfurt 1983.

## Autoren dieses Heftes

Josef Daum, 1979, studierte Geschichte und Volkswirtschaft in Dresden und Berlin. Derzeit Promotion über ethnologische Wirtschaftskonzepte.

Prof. Dr. Paul Edward Gottfried, studierte an den Universitäten Yale und Yeshiva. Promoviert als Politikwissenschaftler. Derzeit Raffensperger Professor of Humanities am Elizabethtown College, Pennsylvania. Letzte Buchveröffentlichungen: *The Strange Death of Marxism: The European Left in the New Millennium*, University of Missouri Press 2005  
*Multikulturalismus und die Politik der Schuld*, Graz 2004

Ellen Kositzka, 1973, studierte Germanistik und Geschichte, freie Publizistin. Verheiratet, sechs Kinder.

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Verheiratet, sechs Kinder. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios). Letzte Buchveröffentlichungen:  
*20 Jahre Junge Freiheit. Idee und Geschichte einer Zeitung*, Schnellroda 2006  
*Raki am Igman. Texte und Reportagen aus dem Bosnien-Einsatz der Bundeswehr*, Dresden 2001

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte. Promoviert über Karl Jaspers. Verheiratet, drei Kinder. Letzte Buchveröffentlichungen:  
*Gerhard Nebel. Wächter des Normativen*, Schnellroda 2004  
*Finalität als Naturdetermination. Zur Naturteleologie bei Teilhard de Chardin*, Stuttgart 2002

Konrad Roenne, 1979, studiert Linguistik und Bibliothekswissenschaft, Veröffentlichung von Erzählungen und Essays in Zeitschriften und Anthologien. 2003 „Merkur“-Essaypreis, 2005 Litarena-Literaturpreis, St. Pölten.

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker. Letzte Buchveröffentlichungen:  
*1940/41 – Die Eskalation des Zweiten Weltkriegs*, München 2005  
*Legenden, Gerüchte, Fehlurteile – ein Kommentar zur 2. Auflage der Wehrmachtausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung*, Graz 2003

Daniel L. Schikora, 1977, studierte Geschichte und Sozialwissenschaft in Erfurt und München. Derzeit Promotion über die *laïcité* in Frankreich.

Jörg Soldan, 1971, studierte Literatur und Geschichte in München und Marburg. Derzeit Promotion über Konzepte des Soldaten in der europäischen Literatur der Neuzeit. Verheiratet, zwei Kinder.

Dr. Franz Uhle-Wettler, Generalleutnant a.D., 1927, letzte Verwendung als Kommandeur einer Panzerdivision und Kommandeur der Nato-Verteidigungsakademie in Rom. Verheiratet, drei Kinder. Letzte Buchveröffentlichungen:  
*Rührt Euch! Weg, Leistung und Krise der Bundeswehr*, Graz 2006  
*Der Krieg. Gestern – heute – morgen?*, Hamburg 2001

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, Studium der Geschichte und Evangelischen Theologie, promoviert als Historiker. Verheiratet, ein Kind. Letzte Buchveröffentlichungen:  
*Unsere Zeit kommt. Götz Kubitschek im Gespräch mit Karlheinz Weißmann*, Schnellroda 2006  
*Die Besiegten*, Schnellroda 2005  
mit Armin Mohler: *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch*, 6., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage, Graz 2005

# Generation Nichtsnutz – *Best Agers*

von Ellen Kositzka

*Meinen Eltern gewidmet und ihren Freunden ins Stammbuch geschrieben, deren Dauerhohn über die „Dummheit, die goldenen Lebensjahre an die Enkel zu vergeuden“ erstere beharrlich ignorieren*

Was die semantischen Verwerfungen und die damit verbundenen Empfindsamkeiten angeht, ist es mit unseren Alten heute ganz ähnlich wie es einst mit den Negern war: Was als simpler, wertfreier Unterscheidungsbegriff eben noch eingängig war, verfiel auf einmal den komplizierten Regularien des politisierten Neusprechs: „Neger“ galt plötzlich als diskriminierend und ähnlich wie „Schwarzer“ nur als kämpferisch-trotzige Selbstbezeichnung akzeptabel, die Zuweisungen „Afro-Amerikaner“ und „Afrikaner“ ließen einen ohne genaue Herkunftskennntnis der gemeinten Person im dunkeln tappen, und ein weithin kursierendes reimloses Poem („Wenn ihr Weißen euch ärgert, werdet ihr rot“, etc.) verwies auch die Bezeichnung „Farbiger“ in den Bereich des Unerwünschten.

Vergleichbar sensibel gestaltet sich auch die Nomenklatur um jene Alten, die so – auch in Abgrenzung zu den älteren Alten, den Greisen – nicht genannt werden wollen. Da sie – es geht konkret um die Jahrgänge *nach* der Flakhelfergeneration, um die Geburtskohorten 1936–1950 – längst als zahlungskräftige Konsumentenzielgruppe entdeckt wurden, hat der Markt eine Vielzahl klangvoller Namen für sie entworfen: Generation 55+, Junge Alte, *Best Agers*, *Golden Oldies*, *Silver Surfer*, wobei letzteres wiederum die Frauen ausschließen dürfte: Damen ohne grauabdeckende Koloration sind eine aussterbende Spezies.

Den Begriff „Senior“, so raten Marketingexperten, gelte es tunlichst zu vermeiden, er lasse Abwertung vermuten, klinge nach Altersheim und

Rommérunde. Tabu auch: Rentner / Ruheständler (denn jetzt beginnt der Spaß doch erst!) sowie, möglichst auch privat nicht, Oma und Opa (Assoziation: Strickstrumpf, Pantoffel, beigebraune Klamotte, Erwartungshaltung der Kinder bezüglich Enkelbetreuung). Daß er seine *Power*, Potenz und Progressivität betont und gleichzeitig als rohes Ei behandelt zu werden wünscht, gehört zu den herausragenden Kennzeichen des *Best Agers*. Empfehlung der Verkaufsstrategen: „Die Bedürfnisse älterer Menschen müssen berücksichtigt, dürfen aber nicht direkt angesprochen werden.“ Wer solches beherzigt, kann kräftig mitverdienen: Was früher für die Enkel gespart wurde, gönnen sich die *Best Agers* heute zunehmend selbst für einen Lebensabend, der nun zur entspannten Lebensmitte geworden ist. Die dreißig Millionen Deutschen über fünfzig bestimmen heute über mehr als vierzig Prozent des frei verfügbaren Kapitals, das sind sechshundert Milliarden Euro jährlich.

Höchst akribisch, in verschiedene Rubriken unterteilt, sammelt das Kölner „Büro gegen Altersdiskriminierung“ jeden Witz, jede Werbebotschaft, jede toilettenfreie S-Bahn („eine Zumutung für Ältere!“) und jede Zeitungsmeldung, die unter den Tatbestand des *ageism* fallen könnte, etwa:

*Ein 65jähriger Mann möchte ein Segelschiff erwerben. Der Mann bezieht eine hohe monatliche Pension und er hat schuldenfreien Immobilienbesitz. Den Kaufpreis der Summe kann er komplett in bar aufbringen, möchte aber lieber ein Drittel der Summe, das sind 50.000 Euro, finanzieren. Er wendet sich deshalb an die Baufinanz-Bayern. Nach erfolgter Bonitätsprüfung erhält er folgenden Vordruck: „Aufgrund Ihres relativ hohen Alters können wir Ihren Antrag nur bearbeiten, wenn es in Ihrem persönlichen Umfeld Personen gibt, die erheblich jünger als Sie sind und über ein gutes persönliches Einkommen verfügen. Diese Person(en) brauchen nicht Eigentümer ihrer Immobilie werden, sondern müssen nur als Mitantragsteller für das beantragte Darlehen auftreten.“*

Das Büro gegen Altersdiskriminierung merkt dazu an: *Wir haben Justizministerin Zypries diesen Fall bekannt gemacht, um unsere Forderung nach Schutz vor Altersdiskriminierung zu untermauern.*

Wer die zahlreichen Fälle kennt, in denen jungen Menschen unter ähnlichen Kapitalvoraussetzungen die Kreditwürdigkeit (zum Zwecke des Hausbaus, zur Firmengründung) abgeschlagen wurden (etwa weil einige Kinder zu versorgen sind, weshalb ein horrender monatlicher Selbstbehalt angenommen wird, oder weil man in einem konjunkturschwachen Bundesland lebt), dürfte ob der existentiellen Tragweite des obigen Falles müde lächeln.

Es scheint gerade das Ausmaß an öffentlichkeitswirksam behaupteter Diskriminierung ein geeigneter Gradmesser dafür zu sein, wie wenig eine Personengruppe tatsächlich diskriminiert wird. Wer bereits die tatsächlich allfälligen Berechnungen zur überalterten Gesellschaft (politisch korrekt: unterjüngten), zur Rentenmisere und den horrenden Pflegekosten unter „Altersrassismus“ (Frank Schirmmacher) rechnen mag, dem hat man Lasten und Kosten seines Empfängerdaseins noch nicht wirklich um die Ohren gehauen. Weit und breit ist Bernd W. Klöckner mit seinem Buch *Die gierigen Alten* der einzige, der das Kind wirklich bei seinem beängstigenden Namen nannte. Dazu paßt, daß 1996 die Bezeichnung „Rentnerschwemme“ zum „Unwort des Jahres gekürt wurde – dies, obgleich dieser Terminus vor dessen „Prämierung“ in keiner Quelle überhaupt nachweisbar war.

Nein, es soll hier nicht um Rentensystem, Pflegeversicherung, den Zuwachs an Alten und die sogenannte „Generationengerechtigkeit“ an sich gehen. Zahlenschlachten liefern sich andere, allerorten. Kurt Biedenkopf hat schon recht, wenn er die allseits beklagte demographische Misere schlicht als „Ausdruck eines millionenfachen Plebiszits“ auffaßt. Es geht um die innere Verfaßtheit: um die moralische Verkommenheit unserer *Best Agers*.

Klar, wer von „Generation“ spricht, redet pauschal. Immer. Zunächst: *Best Agers* wird hier als Schimpfwort gebraucht. Wer sich getroffen fühlt, möge bellen! Nie in der Schußlinie sind: die treusorgenden Großeltern, die rührigen Ehrenamtlichen, die durch Schicksalsschläge auf der Strecke Gebliebenen, auch diejenigen, die in der allgemeinen Fettlebe der reichen BRD-Zeit Würde mittels Konsumdistanz bewahrten und solches an ihre

Kinder und Enkel weiterzugeben vermochten und vermögen. Gemeint hingegen sind alle, die – großgeworden auf den Schultern der Trümmerfrauen – bloß an ihr eigenes, fettes Leben denken und ihr „Nach mir die Sintflut“ anstimmen.

„Wo wenig Klasse ist, ist viel Generation“, schrieb Gustav Seibt einmal. Den Kollektivsingular einer *Lifestyle*-Generation – wohlgermerkt scharf zu trennen von den Erlebnisgenerationen, die früher waren und die hier aufs deutlichste ausgespart werden – haben sich diejenigen, um die es geht, selbst zu verdanken: In ihrer Ägide, die unter den Vorzeichen des sich etablierenden Massenkonsums und dem Aufstieg des kleinen Mannes steht, ist die klassenlose Gesellschaft leibhaftig geworden. Bürger, Bauer, Arbeitsmann sind zu einer weltoffenen, konturlosen und verantwortungs-scheuen Konsumgemeinschaft verschmolzen. Allgemeiner Wohlstand und der in jeder Hinsicht sättigende Komfort einer beispiellos langen Friedenszeit hat die alte Gültigkeit von Milieus weitgehend absorbiert. Ob Hausfrau, Täschnerin, Schalteredame oder Frau Professor: beim *Power-Walking* im Park, probates Mittel gegen jedwedes Zivilisationszipperlein, kreuzen sich ihre Wege.

Im Kursbuch *Die Dreißigjährigen* (Dezember 2003) beschreibt der Schriftsteller David Wagner, Jahrgang 1971 seine „unsympathischen, ewig jungen Eltern“: Sie habe

*„der fluktuierende Jugendwahn so im Griff, daß sie keine Großeltern sein wollen. Sie wollen jetzt lieber in Ruhe ihr beschissen kaviarlinkes Milieu pflegen, sich früh pensionieren lassen und Golf spielen. Scheint, als empfänden sie ihr Alter und ihr nicht mehr nur Elternsein als Kränkung. Ich habe sie plötzlich alt gemacht. Die Rolle der Alten, die ewige Großelternrolle, wollen sie noch lange von ihren Nazi-Eltern verkörpert sehen. Die sie, auch wenn sie längst tot sind, als Schreckgespenster weiterleben lassen, hegen und pflegen, um sie dann immer mal wieder als Einschüchterungsapparate auftreten zu lassen. Tut mir leid, das hat auf mich keine große Wirkung mehr. Mir persönlich sind meine Großeltern – die waren nie von einem so selbstüberzeugten, mir ekeleregendem Gutsein durchdrungen – auf verführerische Weise sympathischer als meine Eltern.“*

Die Generation der *Best Agers* frühstückt bis heute von einer reich gedeckten Tafel des Lebens. Den Appetit mag man ihr gönnen, sie hat ja beim Decken des Tisches den Altvorderen ein wenig (immerhin begann bereits 1966 durch Entgrenzung des Sozialstaats der Aufschwung zu bröckeln) mitgeholfen, allein: Sie hat keine Manieren. Die hat sie wohl erworben von jenen, die ihr als Nazis oder Mitläufer galten, hat dann aber versäumt oder bewußt unterlassen, sie weiterzugeben, und nun beginnt das große Rülpsen. *Best Agers*, das sind jene, die Krieg und Nachkrieg gerade miterlebt, aber nicht durchgekämpft haben, die unter ungeheurer Ressourcenverschwendung und Schuldenanhäufung vom Wirtschaftswunder – das wesentlich die Eltern für sie zauberten – profitierten und einen monströsen Schuldenberg hinterlassen haben.

Den Enkeln bleiben schwer genießbare Reste als Nachtisch. Die Speerspitze unserer *Best Agers* flitzte seit 1968 durch die Institutionen, der große Rest hielt nichts von Revolutionen. Gültiger und zu schützender Wert war allein der des Kontos. Erzieherischer Auftrag, Auseinandersetzung mit dem Geist der Zeit, der seit den Siebzigern durch Schulen, Universitäten und Fernsehkanäle wehte: Fehlanzeige. Der Wohlstand hat sie korrumpiert. Schon damals, als man die Wegwerfgesellschaft mit ihren pflegeleichten Produkten und der Billigware aus Übersee freudig begrüßte und etablierte (Segen und Rarität sind Großmütter, die heute Enkelsocken stopfen und Bettwäsche flicken) und heute erst recht, wo der ältlichen Kegel- oder Tippgemeinschaft der Städtetrip nach Sevilla (Neckermann gibt einen *Best Ager*-Rabatt von 5 Prozent) angemessener erscheint, als der Gruppenausflug per Bus an den Chiemsee.

Gewohnt scharfsinnig hat Gerd-Klaus Kaltenbrunner 1978 die Herausbildung jener damaligen Elterngeneration als „papierne Existenzen“, als „Momentpersönlichkeiten“ konstatiert. Jene Großeltern, die heute keine sein wollen, haben weithin schon als Eltern versagt. Der Aufgabe, ihre Kinder „erfolgreich auf das ihnen bevorstehende Leben wissensmäßig und moralisch vorzubereiten“, haben sie sich entzogen, indem sie an „die Stelle

elterlichen Einflusses zweckhaft organisierte „Sozialisations“-Einrichtungen, den Umgang mit Gleichaltrigen und die anonym-diffuse Wirkung der Massenmedien“ haben treten lassen. Dies alles habe (wir schreiben 1978!) zur Folge, „daß Traditionen, sofern sie überhaupt noch bestehen, immer mehr als Störfaktor empfunden werden; und neue können sich unter diesen Bedingungen kaum bilden. ... Die Chancen, im Laufe des Älterwerdens automatisch auch weiser zu werden, sind rückläufig.“ Kaltenbrunner zitiert bestätigend Alexander und Margarete Mitscherlich, die vermuteten, daß Väter ernsthaften Gesprächen auch deshalb auswichen, „weil sich in ihnen ein starker Wunsch regt, im Kind, im Sohn, einen Freund zu haben, der ihnen, den Vätern, in ihrer eigenen Richtungslosigkeit Hilfe bietet“. Das betriebswirtschaftliche Stichwort der „flachen Hierarchien“ ist heute längst endgültig in der familiären Sphäre angekommen. Das äußert sich selten in solidarischem, zukunftsweisendem Miteinander, sondern bleibt im Normalfall auf der Konsumentenebene stecken: ein gemeinsamer *Botox-to-go*-Termin beim Kosmetikinstitut für die *Best Agerin* mit der Schwiegertochter („Gönn ich mir und spendier ich dir“) – warum nicht?

Gewiß, Generationenkonflikte sowie die Unordnung von Alt und Jung gehören seit Jahrtausenden zum Wesen des Menschen. Schon Platon nannte es ein Kennzeichen des Verfalls, „wenn ein Vater sich gewöhnt, dem Knaben ähnlich zu werden. ... Der Lehrer zittert dann in einem solchen Zustand vor seinen Schülern und schmeichelt ihnen. ... Die Alten setzen sich unter die Jugend und suchen es ihr gleichzutun an Fülle des Witzes und lustigen Einfällen, damit es nicht den Anschein erwecke, als seien sie mürrisch.“



*Vorn die polnische Oma, bestückt mit zwei Enkel-söhnen, weiß nicht, was Botox-to-go und nordic walking bedeuten.*

Nun ist generell wenig von Kindern zu halten, die den Grund für das eigene Versagen beharrlich in den Versäumnissen und Fehlern ihrer Eltern suchen. Was aber, wenn die Flaute der Verantwortlichen eine kollektive ist, wenn sie anhält und ihr Soll vererbt hat: per unverdienter Besitzstandswahrung, per pädagogischem Bankrott, per ästhetischer Zumutung. Im ärgsten Fall bildet der *Best Ager* einen Typen ab, den man gern Zombie heißen würde, ließe man sich damit nicht allzusehr auf das ebendort vorgefundene Niveau herab:

*Ehepaar in der öffentlichen Sauna, er 59 (es ging nebenbei um die Ausrichtung der Party zum 60.), sie vielleicht etwas darunter. Beide Beamte, er frühpensioniert, sie kurz davor. Er ganz offensichtlich am Schimanski-Vorbild sozialisiert, Ring im Ohr, eine Menge Fäkales lautstark im Mund, sie: pinkgestrahnt und röschentätowiert. Zwischen den Saunagängen tippen beide SMS und berichten sich von der stattgefundenen Kommunikation. Offenkundig geht es um die Tochter, die studiert – was sonst? – und um Hilfeleistung für einen Umzug ersucht. Gesprächsfetzen: „Nee, da kannse Betteln oder schimpfen wiese will, das ist ihr Bier.“ „Wenn wir*

*Hier ist mit Sicherheit  
nicht lästig, wer seinen  
Eltern ein paar Enkel vor  
die Beine schiebt.*



*für vier Monate auf der Insel sind, dann sind wir für vier Monate auf der Insel! Als kostenloser Möbelpacker zu gehen, das hab ich nicht mehr nötig!“ „Nee, eben, haben wir nicht. Das ist unser Leben, das musse begreifen. Da lassen wir uns nicht unter Druck setzen.“ Reihum Nicken der umstehenden Gleichaltrigen: Ja, auch wir hatten Schaff genug! Er, von der Woge der Zustimmung getragen, dennoch etwas überraschend herausplätzend: „Meine Alte läßt sich auf Malle nämlich straffen. Kost’ die Hälfte von hier“. Kurze Stille, verdutzte Gesichter, dann doch wieder zustimmendes Gemurmel. Ist doch nichts dabei. Wieso auch.*

Extremes Beispiel sittlicher Verrohung, kaum verallgemeinerbar? Mitnichten. Den Jargon der *Bild* mit entsprechender Themenkonzentration pflegt nicht mehr nur die Schicht der Hilfsarbeiter. Der Pöbel hat längst Einzug gehalten auf Posten, die er maximal verwaltet, doch selten ausfüllt, anschließendes Seniorenstudium keineswegs ausgeschlossen. Die Demokratisierung der Bildung, der Massentourismus zu den Pyramiden oder nach Delphi, das populäre Interesse an Gauß und Humboldt (durch Kehlmann) oder an Häretikern (durch Dan Brown) besagt genausowenig wie die Teilnahme der Wohnzimmerrunde am TV-Wissensquiz.

Ein Narr, der den Alten das Altern vorhielte, den Verfall, die Kraftlosigkeit, auch das Häßliche, das mit solchem Prozeß natürlicherweise einhergeht. Das Ärgernis ist die umgreifende Würdelosigkeit des Vorgangs. Über Lotti Huber dereinst und Prinz Ferfried heute zerreißen sie sich den Mund, subkutan wirken beide als Prototypen. Der Versandbuchhändler Amazon listet deutlich mehr Produkte zum Themenbereich Sex im Alter (meist mit dem Wort „Tabu“ im Titel) als etwa zum Stichwort Familien-gründung auf.

Apropos sexuelle Libertinage: Sage keiner, die sei uns allein durch die 68er, gewissermaßen die S-Klasse unter den *Best Agers*, mundgerecht geschnitten worden. Die Durchschnitts-Feministin unter den heute 55-70jährigen hütete ihren Leib vermutlich sorgsamer als die Masse der Tante Gretes und Hildegards, die dereinst zwar nicht lauthals „Mein Bauch gehört mir“ proklamierten, aber die Pille als Glücksfall konsumierten und Abtreibung als Ernstfall praktizierten. Sexuelle Aufklärung wurde den zwischen 1960 und 1980 Geborenen über die elterlich offiziell geächtete *Bravo* vermittelt oder mit der Pillen- oder Zäpfchenpackung, die eines Tages ohne Worte auf dem Jugendzimmertisch – Preßspan mit Buchenachbildung – lag, vollzogen. Und in den Swingerclubs zum frohen Pärchentauch, die seit den frühen Neunzigern wie Pilze aus dem Boden schossen, vergnügten sich mitnichten zuvörderst die 89er oder die koksende *New Economy*, sondern die heutigen *Best Agers*, die damals noch kein Viagra brauchten.



Gerhard P. läßt sich von Freunden Gerri nennen und, das ist ihm wichtig, Gary schreiben. Jahrgang 1941, ehemals Büroangestellter, seit sechs Jahren im Vorruhestand. „Wohlverdient“ sagt er, und, zwinkernd, „Unruhestand“. P. hat wechselnde Lebensgefährtinnen, mit seiner Ex führt er einen zehrenden Rechtsstreit, mit seinen beiden Söhnen hat er sich aus anderen Gründen überworfen, zur Tochter und dem Enkel in der benachbarten Großstadt hält er losen Kontakt, gelegentliche Telefonate, zwei, drei Besuche pro Jahr. Seine Passion seit einem knappen Jahrzehnt gilt dem Inline-Skaten, das Hobby teilt er mit der aktuellen „Partnerin“. Hand in Hand gleiten sie allabendlich durch den Ort. Zwei dabei zugezogene Verletzungen haben ihn im letzten Jahr bezüglich seiner Fitneß deutlich zurückgeworfen – ärgerliche Krankenhausaufenthalte mit kleinen OPs – doch nach einer Rehabilitationskur geht’s nun wieder. P. duzt mich, er ist doppelt so alt wie ich, vielleicht setzt ihn das in das Recht der intimen Anrede. Wenn das hippe Pärchen mir und den Kindern begegnet, äußern beide regelmäßig, sie fänden es voll cool, wie „du das so managst mit den Kids.“ Ich lächle zurück, das ist das einfachste. Aus der Nachbarschaft ist bekannt, daß P. Mißverständnisse schnell vor Gericht bringt.

Schirmmacher spricht von einem evolutionären Debüt; nie zuvor habe es irgendwo mehr Alte als Junge gegeben; habe, wie heute, der Anteil der biologisch nicht mehr Reproduktionsfähigen den der Fruchtbaren überwogen. Verläßt man den engen Kreis des *homo sapiens*, so hat die Relation Tradition in der Naturwelt. Hier dominiert die Anzahl der parasitären Arten deutlich die der nichtparasitären Leistungsbringer. Hinter Zahlen, wonach in den alten Bundesländern nur jeder fünfte, in den neuen gar bloß jeder zwanzigste bis zu seinem fünfundsechzigsten Lebensjahr arbeitet, mögen bisweilen traurige Schicksale stehen. Nichtsdestotrotz beziehen die 65–69jährigen in ihrer Gesamtheit dreißig Prozent mehr Einkommen als ihre Altersgenossen vor zwanzig Jahren, während der Großteil der unter 39jährigen mit einem vergleichsweise gesunkenen Einkommen leben muß. Im Gegenzug leidet – nur ein Beispiel! – ein knappes Viertel der *Best Ager* neben ungezählten anderen so bedauerlichen wie kostspieligen Krankheiten an altersbedingter Makula-Degeneration. Eine Sehschwäche, mit der Alte seit je leben und die im Greisenalter zur Erblindung führen kann. Ein neues, hochwirksames Medikament, das gerade seiner Kassenzulassung harrt, würde einen fünfstelligen Betrag pro Jahr und Patient verschlingen. Allein damit wäre das Gesundheitssystem relativ schlagartig ruiniert. Doch wer könnte eine Vorenthaltung jener Arznei ethisch verantworten, wo bereits die Frage nach der Opportunität von künstlichen Hüftgelenken vor Jahren die *Best Ager* auf die Barrikaden ihrer Selbstgerechtigkeit trieb? Das Sinnbild der „Drohne“ speist sich aus zweierlei: der Unproduktivität und der angemaßten Privilegiertheit.

Daß sich zum Lebensende häufig gleichsam ein Kreis zu schließen scheint, jenes Bild vom Greis, der in seiner Zahnlosigkeit und Pflegebedürftigkeit einem Säugling gleicht, ist seit jeher geläufig. Neu ist die, lebenszeitlich ebenfalls spiegelbildliche, Annäherung des *Best Ager*s an den Teenager. Flausen und Marotten einer Umbruchsphase, den maßstablosen Luxus der Nichtsnutzigkeit gönnen sich beide Lebensalter. Augenfällig wird dies im Symbol der *Basecap*: die wird von der Erwerbsgeneration kaum getragen, während sie für Heranwachsende und den klassischen Frührentner gleichermaßen als beliebteste Kopfbedeckung gilt. Die puerile Harmlosigkeit solcher Individuen wächst sich nur durch ihre Massenhaftigkeit zur Bedrohung aus. „Die Eltern fressen ihre Kinder“, prognostizierte schon vor Jahren der Trendforscher Peter Wippermann. Was also tun? Man muß unwillkürlich an Bruno denken, jenes räuberische Großwild, das im Frühsommer durch Medien und alpine Wälder geisterte. Bären seien ungefährlich, hieß es, aber gegenüber Problembären seien Maßnahmen zu ergreifen. Man erwog also, ihn in ein Reservat zu sperren. Das hieße, ihn kontrolliert sich selbst zu überlassen. Andere forderten die ultimative Konsequenz. Der Kulturhistoriker Wolfgang Schivelbusch äußerte einmal ähnliches, anthropomorph gewendet: „Denkbar ist, daß der Appell zum süßen und ehrenvollen Sterben einmal anstatt militärisch an die Jungen gerontologisch an die Alten gerichtet – und sofern genügend sozialer und moralischer Druck vorhanden ist – ähnlich konformistisch befolgt werden könnte wie 1914.“

## „Dann geht alles zugrunde“

Ein Interview mit dem Politikwissenschaftler  
Prof. Dr. Paul Gottfried, Elizabethtown College (Pennsylvania)

*Sie beschreiben die Politik der Schuld und des Multikulturalismus als ein Phänomen, das in allen westlichen Nationen existiert ...*

Gottfried: Ja, aber ich glaube, daß das Phänomen in Deutschland in seiner Reinform vorkommt. Man kann sagen, daß, will man die Gattung in Reinform studieren, dann muß man sich nach Deutschland begeben.

*Wo ist das Phänomen zuerst aufgetreten?*

Gottfried: Ich glaube, daß das Phänomen bei uns in den Vereinigten Staaten auch zu finden war, schon in der Nachkriegszeit. Damals waren die Amerikaner sich schon im klaren darüber, daß ein Rassenproblem in den Südstaaten und anderswo existiert und man meinte, daß die Regierung einschreiten müsse, um dem Rassismus entgegenzutreten. In den siebziger Jahren kam die zweite Phase, als es darum ging, auch der Frauenbewegung und den Homosexuellen gegenüber soziale Gerechtigkeit zu gewährleisten, inklusive Sonderbehandlung für diese Gruppen. Gleichzeitig haben auch die Deutschen – sozusagen auf eigene Faust – die zweite Phase des „Umerziehungsprozesses“ eingeleitet, wie Caspar von Schrenck-Notzing in der Neuauflage seines Buches schön zu zeigen vermag. Die Deutschen haben also dieselbe Zeitmode, allerdings mit besonderem Nachdruck, besonders zugespitzt, mitgemacht. Sie haben sich in denselben Geschichtsprozeß eingeordnet.

*Worin sehen Sie die tieferen Ursachen der Schuldpolitik in den westlichen Staaten?*

Gottfried: Ich muß Ihnen gestehen, daß ich stark von Nietzsche beeinflusst worden bin. Ich glaube, daß andere Zivilisationen wegen ihres Mangels an Nächstenliebe ein solches Phänomen nicht hervorgebracht hätten. Man kann sagen, daß dies ein allein der westlichen Zivilisation innewohnendes Problem darstellt. Heute verfällt die christliche Orthodoxie und es hat sich eine Nachfolgerreligion herausbildet, die sich die christliche mentale Hinterlassenschaft zu eigen gemacht hat und noch weiter verwendet.

*Ist das eine Krankheit der westlichen Zivilisation?*

Gottfried: Ja, aber das wäre vielleicht zu unchristlich, das so zu sagen. Ich glaube, am Christentum ist viel Gutes zu finden. Und eine westliche Zivilisation ohne Christenheit wäre unvorstellbar. Das Christentum hat, was an unserer Zivilisation am besten ist, mitgeprägt und mitgestaltet. Es ist ein Grundpfeiler unserer gesamten Zivilisation. Aber wenn die christliche Zivilisation zugrunde geht, so bleibt dieser mentale Überrest, von dem sich die Politik der Schuld im allgemeinen und der Multikulturalismus im besonderen weiter nähren kann.

*Aber in den Vereinigten Staaten gibt es doch starke christliche Bewegungen?*

Gottfried: Die fundamentalistischen Christen in den Vereinigten Staaten lassen sich ausnutzen. Wenn man etwa für die Israelis im Nahost-Zusammenhang eintreten will, dann kann man sie leicht dafür begeistern. Ich glaube, daß die Neokonservativen den Christen gegenüber eine ganz skeptische, nüchterne und auch zynische Haltung beziehen. Sie glauben, daß sie das Christentum so umgestalten können, daß es für ihren Zweck zu vereinnahmen ist. Und das haben sie in den Vereinigten Staaten ganz erfolgreich gemacht. Die meisten christlichen Fundamentalisten traten begeistert und engagiert für den Krieg im Irak ein. Sie glaubten, daß die amerikanischen Soldaten im Irak für die Christenheit kämpfen. Sie sind ganz blödsinnig, meiner Ansicht nach. Der Krieg wird doch geführt im Zeichen der Moderne, der Frauenbewegung, nicht zuletzt der Säkularisierung. Man versucht den theokratischen Staaten den Garaus zu machen und alles nach dem amerikanischen, säkularen Vorbild umzugestalten. Ich halte die Neokonservativen für Träger der Spätmoderne beziehungsweise der massendemokratischen Postmoderne – in Abgrenzung zur bürgerlichen Moderne und der bürgerlichen Denkweise, wovon mein schon verstorbener Freund Panajotis Kondylis ausführlich geschrieben hat.

*In den Vereinigten Staaten werden Sie der intellektuellen Formation der „Paläokonservativen“ zugeordnet – in Abgrenzung zu den „Neokonservativen“. Die amerikanischen altkonservativen Grundüberzeugungen lassen sich allerdings im deutschen Kontext kaum vortragen, ohne in den Verdacht einer zu großen Nähe zur Ideologie des Nationalsozialismus zu kommen. Sie selbst stammen aus einer Familie österreichischer Juden, die genau vor diesem Nationalsozialismus in die USA geflohen ist. Sehen Sie da einen Widerspruch?*

Gottfried: Sicher, wenn jetzt in Deutschland eine Partei von Paläokonservativen, die sich allen gängigen Zeitmoden entgegenstemmte, anzutreffen wäre, dann würde sie sicher dieselben Beschimpfungen auf sich ziehen, wie jetzt die NPD. Die Paläokonservativen in den Vereinigten Staaten müssen allerdings vor dem Hintergrund der amerikanischen Geschichte betrachtet werden, die den alten europäischen Adelskonservatismus so nicht kannte. In Anlehnung an Panajotis Kondylis ließen sie sich auch als „Altliberale“ bezeichnen. Sie sind nicht nationalistisch ausgerichtet, sondern wollen eher eine ortsgebundene Politik. Sie standen in der Gegerschaft zum Staatsimperialismus. Sie versuchten den amerikanischen Staatsbürgern ins Stammbuch zu schreiben, daß sie sich aus imperialistischen Kriegen heraushalten sollten. Es versteht sich von selbst, daß sie sich der Erweiterung des Bundesbeamtenstaates entgegensetzten. Sie versuchen alles auf ein gemeinschaftliches Niveau zurückzubeziehen. Alles, was die Staatsbürger betrifft, das sollte am besten auf diesem Ortsniveau ausge tragen werden. Eine einzige Ausnahme gab es in der Debatte um Zollpo-

litik. Die Befürwortung von Zöllen war nicht ganz mit der Opposition zu einer von oben nach unten durchgreifenden Bundespolitik zu vereinbaren. Allerdings stammen die Finanzquellen der Altrechten großenteils aus dem Süden und dort lebt man von Textilproduktion, die gefährdet ist durch billige Importe aus der Dritten Welt.

*Die unvermeidliche Frage: Sehen Sie Auswege aus der gegenwärtigen Krise der westlichen Nationen?*

Gottfried: Um es ganz freimütig auszusprechen, ich sehe einstweilen keinen Ausweg. Aber ich glaube, daß früher oder später dieser Geschichtsprozeß abgebrochen werden muß. Die Weiterungen des Multikulturalismus sind furchtbar. Und ich erschrecke darüber, wenn ich denke, wie unsere Zivilisation – auch die Überreste der bürgerlichen Zivilisation, die ich als Kind noch miterlebte, schon zuschanden geworden sind. Ich glaube, daß wir ganz in der Patsche sitzen. Aber einen Ausweg muß man finden, eine neue Regierungsform muß man sich ausdenken. Ich bin deshalb auch mit Karlheinz Weißmann im Ganzen einverstanden. Die vereinzelt Individuen in der modernen Gesellschaft, die ohne Verwurzelung in einer Gemeinschaft fortzueistieren versuchen, sind nur eine Ausnahme in der menschlichen Geschichte.



*Das amerikanische Modell  
– Zeichnung von A. Paul  
Weber, 1930*

*Was können Intellektuelle wie wir in dieser Situation tun?*

Gottfried: Man muß weitermachen, als Konservativer, als Liberaler. Den schon angesagten Kampf muß man natürlich ausfechten. Und ich muß sagen, ich bedauere es nicht, daß ich meine eigene Laufbahn zugunsten meiner Ideale aufgeopfert habe. Ich würde es nochmals tun. Was mich allerdings stört, ist der Versuch mancher Konservativer – etwa bei meinen katholischen Kollegen, gesellschaftliche Werte aufzustellen und sich alles rein denkerisch herauszuarbeiten, ohne auf die veränderlichen soziologischen Grundlagen zu achten. Das ist ein ganz abstraktes, abgehobenes Unterfangen, einen Konservatismus sich auszudenken – oder wie mein Freund Hans-Hermann Hoppe von einem ganz phantasierten Einzelwesen in der Urzeit auszugehen, das schon mit einem ganz modernen Bewußtsein ausgestattet war, Eigentum erwerben wollte und so weiter. Ich glaube, daß man keine guten politischen Konzepte hervorbringen kann, ohne auch dem sozialen Zusammenhang gebührende Beachtung zu schenken.

*Worüber wird der massendemokratische, multikulturelle Managerstaat letztlich stolpern?*

Gottfried: Ein Zuviel an Minoritäten. Ein Zuviel an Aufträgen, diese Minoritäten zu integrieren. Man kann das nicht leisten. Man versucht, den Minoritäten Sonderbehandlung zuzuweisen und achtet nicht darauf, wenn sie ihre eigenen Frauen unterdrücken, Straftaten verüben und andere Dinge tun, die der Mehrheitsbevölkerung in dieser Form nicht erlaubt sind. Wenn man versucht, diese Minoritäten soweit einzubinden, daß eine Angleichung der Gruppen geschafft werden könnte, dann muß man sich überanstrengen. Damit hat man sich übernommen, und ich glaube, daß an diesem Anliegen der therapeutische Staat notwendigerweise scheitern muß – allerdings nicht unbedingt auch der sozialdemokratische Wohlfahrtsstaat. Diese Unterscheidung muß ich hervorheben. Wohlfahrtsregierung gibt es seit Bismarck in Deutschland. Man muß mit dem Gegebenen rechnen, und ich glaube, daß die Bevölkerung immer mehr auf den Staat angewiesen ist und sein wird, daran ist wohl nicht zu rütteln. Leider. Die Regierung versorgt den deutschen Staatsbürger mit allerlei Leistungen, Pensionen und so weiter. Das wird sich nicht so leicht verändern. Ich weiß, daß es eine Unausgeglichenheit zwischen den Erwerbstätigen und den Rentnern gibt. Ich versteh das ganz gut. Aber was ich mir nicht vorstellen kann, ist ein grundsätzlicher Abbruch, oder eine Ablösung dieser Staatsform. Das ist jetzt nicht vorstellbar. Was scheitern muß, oder was ich hoffe, daß es scheitert, betrifft die therapeutischen Aspekte dieser Staatsform.

*Aber glauben sie nicht, daß die Noch-Mehrheitsbevölkerung in den westlichen Nationen bald selbst eine Minderheit ist? Und wenn die jetzigen Minderheiten in der Mehrheit sind, wer hat dann noch ein Interesse daran, die Situation zu ändern?*

Gottfried: Aber daran müssen doch die Streitigkeiten entbrennen. Ich hoffe, daß die weiße Mehrheit zu einem gewissen Punkt diesem ganzen Unterfangen den Garaus machen wird. Und daß man darauf dringen wird, die Minoritäten baldigst abzuschieben, die ohne Recht gekommen sind. Das muß auch in den Vereinigten Staaten passieren. Die beiden großen Parteien tragen Sorge, sich mit diesen heiklen Problemen nicht zu befassen, aber sie müssen es tun. Bei uns ist das jetzt die dringende Streitfrage in der amerikanischen Politik. Ich hoffe, in absehbarer Zukunft werden die Illegalen, die Verbrechen begehen oder schwarzarbeiten, rigoros abgeschoben werden. Und anschließend auch die anderen Illegalen. Letztendlich gilt es, aus der Immigration herauszukommen.

*Was passiert, wenn das doch nicht geschieht?*

Gottfried: Dann geht alles zugrunde. Und das kann passieren! Ich versuche, Ihnen ein optimistisches Bild zu geben. Aber ich befürchte, daß man die Weichen nicht rechtzeitig umstellen wird. Offenbar bin ich dem Pessimismus mehr zugeneigt. Das hängt mit meiner deutsch-jüdischen Natur zusammen.

*Unter welcher Fahne sollte sich die Mehrheitsbevölkerung im Zweifelsfall zusammenfinden?*

Gottfried: Ich weiß, daß viele Menschen aus Ostdeutschland für die Linkspartei stimmen, und zwar weil sie überzeugt sind, daß diese Partei sie gut versorgen und sie mit Leistungen überschütten wird. Andererseits sind sie mit dem Migrantenproblem unzufrieden und sie werden immer mehr erbost und erzürnt. Was mich erstaunt, ist die Unfähigkeit der Mehrheitsbevölkerung, eine Beziehung herzustellen zwischen ihrem Einsatz als Stimmgeber für die Linke und der Verschärfung des Immigrationsproblems. Dieser Zusammenhang muß ins öffentliche Bewußtsein dringen. Darum stimmen jetzt viele für eine rechtslastige, mit dem Ruch des „Faschismus“ behaftete Partei, die wirklich Partei ergreift.

# Fußball 2006

von Konrad Roenne

Nein, es war keine nationale Erhebung, wie einige vielleicht vermuteten. Die Deutschen holten ihre Fahnen raus und klebten sie an ihre Autos, denn die Welt war zu Gast bei Freunden, und so stellte man eine imponierende, schwarz-rot-gold eingefärbte Partytauglichkeit unter Beweis. Bekenbauer und Schily – mittlerweile durch Schäuble ausgetauscht – hatten gemeinsam mit der Fifa zur WM geladen, die plötzlich „Fußball-Großereignis“ hieß und als Teil der Popkultur inszeniert wurde: Jeder konnte sich anschließen, konnte seine Begeisterung für den einstigen Proletensport entdecken und auf den Fan-Meilen ausleben.

Der Fußball war nun nicht mehr eine schnöde Ballsportart, die im 19. Jahrhundert in England kultiviert wurde, sondern völkerverständigendes Element, gesellschaftlicher Kitt, alle und alles verbindend, die schönste Nebensache der Welt, Grenzen, Unterschiede und Ungerechtigkeiten aufhebend und negierend. Die Botschaft, die Kofi Annan wirklich verkündete, lautete: Wenn alle Fußball spielen würden, gäbe es keine Kriege mehr und die ganzen anderen furchtbaren Dinge, die einer schönen Welt im Wege stehen. Ideologisch erfahrene Ex-DDR-Bürger fühlten sich an das Lenin-Jahr 1970 erinnert. Damals hatte alles irgendwie mit Lenin zu tun, diesmal war es der Fußball. Kritik, Nörgelei konnte nur aus dem finsternen Antrieb heraus kommen, das sorgenfreie Fest der kickenden Völker zu versauen. Kritik mußte zu Recht in die Nähe antihumanistischer Tendenzen gerückt werden.

„Die Welt zu Gast bei Freunden“ – irgendwie schien sich dieses Motto der WM 2006 zu bewahrheiten, schienen die deutschen Organisatoren und die Fifa die Deutungshoheit über den Fußball errungen zu haben, schien Fußball keine quasi-transzendente Sache mehr zu sein, kein organisierter

Rückfall in archaische Stammesrituale, keine Männerdomäne mit Hang zu Verrohung, Dummheit und Gewalt. Vielmehr ist eine neue Dimension des Fußballs erreicht: entschärft und noch konsensfähiger, denn was den Markt störte, muß vermieden und verhindert werden. Die Zeit war längst reif für den in ein Freudenfest verpackten totalen Kommerz.

*Das Wochenende des 13. und 14. Mai dieses Jahres, Endspieltag in vielen europäischen Ligen. Legia Warschau wird polnischer Meister, 5.000 Fans feiern den Titel, 231 werden festgenommen, 52 Polizisten sind verletzt. – In der Schweiz schlägt der FC Zürich den FC Basel in dessen Stadion 2:1 und wird damit in letzter Minute Meister. Dutzende Basler Fans stürmen nach Abpfiff den Rasen und greifen die Gästespieler an. – Das Berliner Oberligaderby zwischen dem BFC und Union wird nach 76 Minuten wegen Randalen auf dem Spielfeld abgebrochen. 1.000 Polizisten können, trotz der bekannten Brisanz des Duells, die Konfrontation der rivalisierenden Fangruppen nicht verhindern.*

Solche Ausbrüche von Gewalt werden gern als Auswüchse bekannter gesellschaftlicher Probleme interpretiert, und das Wort von den „sogenannten Fußballfans“ hat sich durchgesetzt, weil es geeignet scheint, die wunderbare, perfekte und regelgerechte Welt des Fußballs zu retten. „Sogenannt“ ist auf keinen Fall „echt“ und kann kaum etwas mit „wirklichem“ und „richtigem“ Fußball zu tun haben, und das stimmt insofern, als man sich beim Krieg auf den Rängen weh tut, ohne daß es um die Eroberung des Balles und das Schießen von Toren geht.

„Fußball ist Krieg“: Der berühmte Satz des holländischen Trainers Rinus Michels ist nicht nur polemisch zu verstehen. Der disziplinarvernarnte Coach bescherte dem niederländischen Nationalteam den bisher größten Triumph, den Gewinn der Europameisterschaft 1988, und das in Deutschland, beim ewigen Rivalen, dessen Mannschaft im Halbfinale geschlagen wurde. Im Anschluß an das Spiel skandierten die holländischen Fans „Gebt uns unsere Fahrräder zurück!“, ein Verweis auf die Konfiszierung von Fahrrädern durch die Wehrmacht während der Besatzungszeit in Holland. Das war schon 1988 über vierzig Jahre her, und unter den holländischen Fans im Stadion werden wohl kaum viele Rentner gewesen sein, die einst ein Fahrrad eingebüßt hatten; trotzdem machten die Anwesenden sehr deutlich, daß es sich für sie um eine Revanche handelte, eine historische, die nur zufällig ihren Ausdruck im fußballerischen Moment hatte. Was sie bewegte und so empfinden ließ, steckt in Michels' Satz, der das Mehr des Fußballs ausdrückt. Und dieses Mehr ist sehr oft ein brutales, gewalttätiges und hämisches: Der Gegner soll „vernichtend“ geschlagen werden, und im Falle des Nationalteams erleidet eine ganze Nation diese Niederlage ihrer Truppe auf Gedeih und Verderb mit.

Wie aber ist es, wenn die Welt zu Gast bei Freunden ist? Es scheint, als hätte die fast lückenlose Durchleuchtung jedes einzelnen Stadionbesuchers die gärenden Bestandteile von den Tribünen ferngehalten. Auch aus den Stadien der großen Vereine sind die Hooligans fast vollständig verdrängt. Vor und nach dem Spiel, in den Straßen der Austragungsorte und am Rande der Fan-Meilen bleibt diese Szene jedoch aktiv, man trifft sich zum Prügeln nach eigenen, strikten Regeln, bevorzugt auch in den unterklassigen Ligen, wo nicht alles gläsern ist und wo selbst Senioren- und Jugendspiele ein Anlaß für Konflikte um die eigene Ehre und die des Vereins sein können. Aber selbst im Profifußball, bis hinauf in die europäische *Champions League*, kommt es zu archaischen Entladungen: Flaschen, Feuerzeuge, Leuchtraketen, Handys, Messer, Schweineköpfe und gar Katzen – wie jüngst in Sevilla – werden aufs Spielfeld und die gegnerischen Spieler geworfen. Daneben fallen die üblichen Beschimpfungen und Schmähungen auf den Rängen nicht ins Gewicht. Nur manchmal wird aus den Tätlichkeiten eine Katastrophe:

Bill Buford: *Geil auf Gewalt. Unter Hooligans*, aus dem Englischen von Wolfgang Krege, München 2001.

*Am Abend des 29. Mai 1985 findet das Finale um den Landesmeisterpokal im Brüsseler Heysel-Stadion zwischen Juventus Turin und dem FC Liverpool statt. Noch vor Anpfiff stürmen nach diversen Provokationen mehrere hundert Liverpool-Fans den benachbarten Block, der kaum gesichert ist und in dem sich hauptsächlich italienische Familienväter und Gastarbeiter befinden, die panisch die Flucht ergreifen und dabei eine*

*Mauer zum Einsturz bringen. Unter dieser liegen die meisten der 39 Todesopfer. Das Spiel wird trotzdem angepfiffen, Juventus gewinnt 1:0.*

Nach Heysel schloß man die englischen Clubs für ein paar Jahre vom Europapokal aus, die Sicherheit im Umfeld der Spiele wurde erhöht, Stehplätze verschwanden in den meisten großen Stadien, Polizei und Vereine versuchten mittels Strafen und Stadionverboten die gewalttätigen Fans fernzuhalten, eine Entwicklung, die bis heute in den meisten europäischen Profiligen anhält. Nicht nur die Fußballverbände empfanden die unberechenbaren Fans als störend, auch für die Vereine war eine „gesäuberte“ Anhängerschaft erstrebenswert, wenn man am sportlichen Erfolg und wirtschaftlichen Wachstum des europäischen Clubfußballs teilhaben wollte.

Vielen treuen Fans ist diese „Kommerzialisierung“ ein Dorn im Auge: Sie trennte sie letztlich von ihrem Verein und den verehrten Spielern und bringt undurchschaubare finanzielle Mechanismen in den Fußball, bei dem doch eigentlich immer alles so ehrlich, durch Regeln bestimmt und transparent wirkte. „Entscheidend ist auf dem Platz“: Diese Weisheit von Trainerlegende Adi Hütter muß durch Robert Hoyzer und Luciano Moggi gegengelesen und womöglich abgeändert werden.

Den Vereinen und Verbänden ist ein ruhiges und willig zahlendes Publikum viel lieber als der emotionalisierte Fan. Die sich als „wahr“ verstehenden Anhänger, zum Teil über Generationen mit ihrem Verein verbunden, befürchten eine Degradierung zu bloßen Zuschauern, wie beim *American Football* in den USA, eine Entfremdung und letztlich Zerstörung des Fußballs durch Geschäftsinteressen, den Zerfall ihrer homogenen Welt, die eine sichere Festung in pluralistischer Umwelt war. So grenzt sich der harte Kern der Fans als „Ultras“ vom „gleichgeschalteten“ Publikum ab und reagiert mit trotziger Romantik auf die Entwicklung des Profifußballs, der man ohnmächtig zusehen muß.

*„Man will keine Fans, die aktiv am Spiel teilhaben, man will die Art von Zuschauern, die man in einem Kino oder einem Theater trifft. Die Verbände und Vereine verstehen nicht, daß Fußball unser Leben ist, daß wir für unseren Verein leben, daß wir unsere Schals und unsere Kleidung tragen, die unsere Stadt oder Region repräsentieren. All die ‚Kurven‘ dieser Welt sollten in diesem Fall zusammenhalten und eine mächtige Einheit gegen die Fußball-Fabrik bilden.“* (aus dem „Ultra-Manifest“)

Das Ultra-Manifest ist auf der Internetseite der Ultras des AS Rom, auch auf deutsch, zu finden. <http://members.xoom.alice.it/as-romaultras/manifesto.html>

Das ist schon eine kleine Revolte gegen die moderne Welt, gegen die Öffnung des Spiels für jedermann. Es ist ein Verteidigungsversuch echten Gefühls gegen die weichgespülte, gleichgeschaltete Fußballwelt, deren Perfektionierung wir eben während der WM in Deutschland erleben durften: ein perfektes, abschreckendes Beispiel für die Allmacht des Markts, der für die „Ultras“ bloß noch eine Art ökologischer Nische übrigläßt. Dort wird die Tradition geschützt, dort wird die transzendente Kraft des Fußballs und seiner treuen Gläubigen gewährleistet, zur Not sogar erkämpft. Jedoch werden der Ernst und die Inbrunst dieser Forderungen jeden Fußball-Mächtigen verschrecken, ja verstören: Die Nische ist der Ort, wo im Zweifelsfall nicht mitkonsumiert, sondern die Identität verteidigt wird. Die früher wesentlich präsentere Wut der Fans, eine geballte reaktionäre, gar archaische Kraft mit sich spontan organisierender Gewalt im Umfeld des Fußballs, scheint aber kontinuierlich abzunehmen, die Wut der Fans transformiert sich in Anpassung und Resignation.

Christoph Biermann: *Fast alles über Fußball*, Köln 2005.

Nur Osteuropa hinkt hinterher. In Polen mußte die Polizei im letzten Jahr über 500 Großeinsätze gegen Hooligans durchführen, immer wieder kommen Fans dabei ums Leben, bei einem Warschauer Buchmacher kann mittlerweile auf Übergriffe und Randalen gewettet werden. Von den geschätzt 15.000 bis 20.000 polnischen Hooligans sollen etwa zwei Drittel rechtsradikal sein. In Italien tendierten anfangs viele der radikalen Fangruppen, der Ultras, zu denen sich fußballverrückte Jugendliche in den fünfziger und sechziger Jahren zusammenschlossen, zur politischen Linken, bis es in den achtziger und neunziger Jahren zu einem Rechtsruck kam. Eine Studie aus der Saison 2003/04 ergab, daß von 445 untersuchten Fangruppen 192 eine politische Ausrichtung aufzeigten. Von 43.000 Mitgliedern bezeichneten sich 14.500 als rechtsextrem, 15.000 als rechts, 7.500 als links, 6.000 als linksextrem.

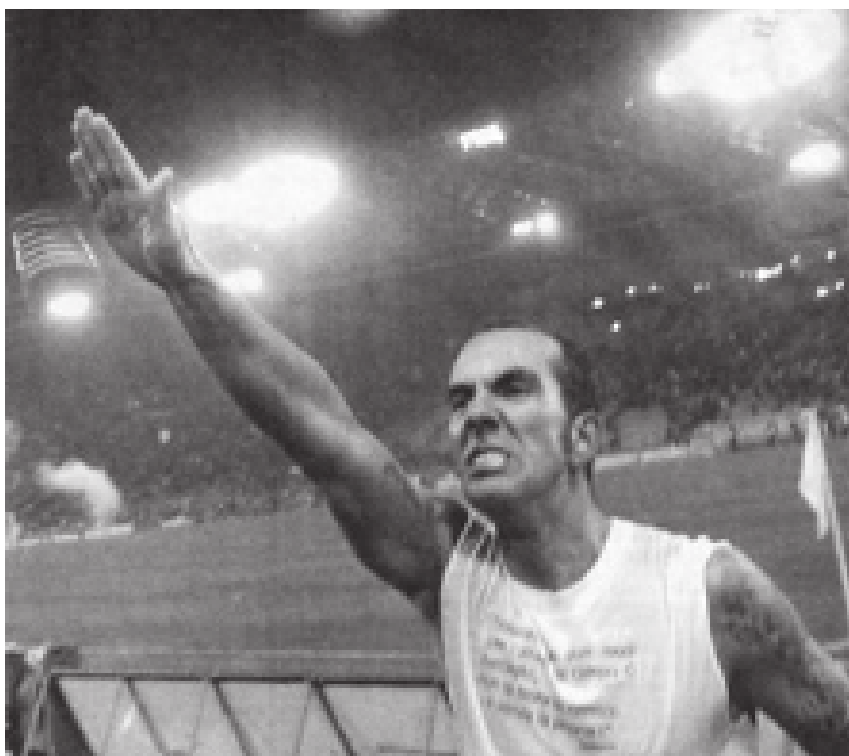


Zwei Galionsfiguren der jeweiligen Ultra-Gruppen treffen zweimal im Jahr aufeinander, wenn der AS Livorno gegen Lazio Rom spielt. Der eine, Cristiano Lucarelli, hat das Emblem der BAL (*Brigate Autonome Livornese*), einer inzwischen verbotenen linksradikalen Ultra-Gruppe, auf seinen Unterarm tätowiert; der andere, Paolo Di Canio, trägt den Schriftzug „DUX“ (lat. Führer) auf dem Oberarm und steht den „Unbeugsamen“, den „Irriducibili“ von Lazio Rom nahe: einer rechtsradikalen, gewalttätigen Fangruppe, die mit Hakenkreuzfahnen und einem riesigen „Rom ist faschistisch“-Spruchband durch die italienischen Stadien tingelt.

*6. Januar 2005, Lazio Rom spielt im Stadion Olimpico gegen den AS Rom, eines der hitzigsten Stadtderbys in Europa, bei dem es immer wieder zu Ausschreitungen zwischen den Fans und der Polizei kommt. Lazio gewinnt 3:1, Paolo Di Canio ist Kapitän seiner Mannschaft, schießt ein Tor und präsentiert den Lazio-Fans nach seiner Auswechslung den „römischen Gruß“ der italienischen Faschisten, für die Anhänger des AS Rom und große Teile der Öffentlichkeit eine Provokation. Allerdings erklärte Di Canio nach seiner Aktion beim Römer Derby, als er positive Resonanz seitens der Alleanza Nazionale erhielt: „Meine Freude über den Sieg hat nichts mit Politik zu tun.“ Ein andermal äußerte er, daß er Faschist sei und Mussolini verehere, auch wenn dieser sein Volk im Stich gelassen habe. Lucarelli machte aus seiner linken Gesinnung nie einen Hehl, bedachte beim Torjubel die Livorno-Anhänger mehrfach mit der kommunistischen Faust und wurde dafür, wie auch Di Canio, vom Verband mit einer Geldstrafe belegt.*

Lucarelli und Di Canio sind Stürmer, seit Kindheitstagen mit ihrem Verein und den radikalen Fangruppen verbunden und nach einer Odyssee durch diverse ausländische und italienische Vereine beim Club ihres Herzens tätig. Beide sind Ultras auf dem Platz und wissen um die Kraft der Provokation, die sie für Verein und Anhängerschaft nutzen, deren politische Fundierung aber nur flach und nebensächlich ist. Stalin-Fahnen im Livorno-Block und der Satz „Auschwitz ist eure Heimat“ auf einem Lazio-Spruchband beim Derby treiben diese Provokation auf die Spitze: Wer wie Di Canio und Lucarelli eine vorhandene politische Tendenz im Club verstärkt und als Kohäsionskraft nutzt, wird früher oder später samt seiner Anhängerschaft extrem. Mag ihre jeweilige Ideologie anwidern: Ihre Ehrlichkeit rührt, im Gegensatz zu den komischen Gegen-Gewalt-Initiativen von Fan-Gruppen, die sich zuletzt auch noch über den Sieg eines Gegners freuen und ein Fußballspiel mit einer Vorabendserie verwechseln.

Gunter Gebauer: *Bewegte Gemeinden. Über religiöse Gemeinschaften im Sport*, in *Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*, Nr. 605/606, Stuttgart 1999.



*Di Canio (Lazio Rom), seine Anhänger grüßend*

Di Canio betont übrigens, daß er Faschist, aber kein Rassist sei, und darf sich sicher sein, daß ihn keiner versteht. Die rassistische oder zumindest ausländerfeindliche Geste bleibt, trotz diverser Anstrengungen seitens einer kritischen Presse und der Verbände, ein fast alltägliches Phänomen in den Stadien und auf den Fußballplätzen Europas, ob beim Spaßturnier auf einem Ascheplatz in Kopenhagen oder im Viertelfinale des Europacups. Vor allem Spieler aus Schwarzafrika haben eine Menge einzustecken.

*In der Regionalliga Süd am 25. März dieses Jahres, beim Spiel des Halle-schen FC gegen Sachsen Leipzig ist der Nigerianer Adebowale Ogungbure, der als Verteidiger bei Leipzig kickt, einmal mehr Zielscheibe rassistischen Spotts. Er wird von Teilen der Hallenser Fans derart beleidigt und attackiert, daß er, um dem Mob eine Antwort zu geben, seinen Arm zum Hitlergruß ausstreckt und mit der linken Hand ein Hitlerbärtchen andeutet. Kurzzeitig ist die Öffentlichkeit verwirrt, ein angegriffener Spieler wehrt sich mit einer polemischen Geste, die zudem verfassungswidrig ist. Die Polizei leitete zunächst auch nur Ermittlungen gegen Ogungbure ein, nicht gegen das entgleiste Publikum.*

Der ghanaische Fußballprofi Anthony Baffoe riet kurz vor der WM afrikanischen und türkischen Spielern davon ab, im Osten Deutschlands zu spielen. Aber auch in höheren Spielklassen verschafft sich ein provokationsbegabter Mob Gehör, er kann zum Leidwesen der organisierten Fußballweltbeglückter von Uefa und Fifa nicht klar vom restlichen Publikum getrennt werden. In Spanien wird der kamerunische Stürmerstar des FC Barcelona, Samuel Eto'o, immer wieder mit Beschimpfungen und fast schon obligatorischem Affengeheul bedacht. Der Gegner und die gegnerischen Fans sind als Feinde so heftig wie möglich zu schmähen. Hier kommt jede Fremdheit gerade recht. Die Gemengelage ist schwierig: Angepöbelt wird immer nur der Ausländer der anderen Mannschaft, nie der eigene. So kommt es zu bizarren Situationen, wenn als rechts und gewalttä-



*Im Gegensatz zur Banden-Werbung ein echter Hingucker*

tig geltende Fangruppen von Energie Cottbus ihre Club-Ehre verteidigen und dabei einer Mannschaft zujubeln, in der kein einziger Deutscher mehr spielt, geschweige denn ein Spieler aus der Region, also aus dem Dorf nebenan. Mit Bananen werden nicht bloß Afrikaner beworfen: Auch Oliver Kahn sammelte wochenlang Dutzende davon aus seinem Strafraum.

Aber es geht noch härter: Teile der holländischen Fans pflegen bei Spielen gegen Ajax Amsterdam das Ressentiment, der Hauptstadtclub sei aufgrund seines Erfolgs ein „Judenverein“. Zuweilen ist, wenn Spieler von Ajax in Ballbesitz sind, aus den gegnerischen Fanblöcken ein Zischen zu hören, welches das Geräusch von einströmendem Gas imitieren soll. Die Ajax-Fans wiederum beschimpfen den Schiedsrichter ab und an als „Nazi“, wenn er gegen ihr Team pfeift. Spaniens Nationaltrainer Aragonés bezeichnete im Gespräch mit seinem Spieler José Antonio Reyes dessen Vereinskameraden Thierry Henry als „Scheißneger“, und wer einmal

in einem Zug etwas Zeit mit Fans, auf dem Weg zu einem Spiel, verbracht hat, konnte sich vielleicht von der Beliebtheit eines Gesanges überzeugen, bei dem es darum geht, daß eine U-Bahn von St. Pauli (einem Verein mit links-alternativem Image) bis nach Auschwitz gebaut wird.



*Freunde aus Zagreb winken ihren Gästen*

*Am 21. April 2006 läuft bei Arte die Sendung „Ballverliebt. Die lange Nacht der Fußball-Kultur“. Durchs Programm führt Daniel Cohn-Bendit, der scheinbar auch schon immer Fußballfan war und mit seinen Gästen eloquent über Fußball und Kultur, schwulen Fußball, Frauenfußball und Rassismus im Fußball plaudert. Dem Zuschauer wurde nach mehreren Stunden schließlich die Buntheit und Großartigkeit des Sports und des bevorstehenden Events, der Weltmeisterschaft, klar: Beim Fußball betreiben tolle Menschen einen tollen Sport, bei dem andere tolle Menschen für eine tolle Stimmung sorgen. Paolo Di Canio und Adebowale Ogungbure waren nicht zu Gast.*

In Italien nennt man eingefleischte Fans „tifosi“. Diese Bezeichnung leitet sich vom Typhus-Fieber ab, „tifosi“ ist, wer vom Fußball-Fieber befallen wurde. Der Fan wiederum ist der „fanatical“, und nicht der Konsument, der gestern wegen ein paar toten Hühnern mit Atemschutzmaske zur Arbeit zieht, heute in der „schwarz-rot-geilen“ (Bild) Welle versinkt und morgen dem nächsten hype, der nächsten Hysterie aufsitzt. Wieder in den Vordergrund werden jene rücken, die sich an jedem Wochenende in die Nische ihrer Männerwelt zurückziehen, archaisch anmutend: Dann geht es um Spaß und Wut, um Leidenschaft, um eine religiöse Inbrunst und die eigentümliche Freiheit, dabei auch Dinge und Menschen zu Schaden kommen zu lassen. Sie sind es, die die Festung des „alten“ Fußballs bis zum letzten Mann verteidigen werden. Mag die Schleifung auch kurz bevorstehen, Beckenbauer wird es wohl nicht mehr erleben und sich seine kristallklare Vision einer Welt des korrekt organisierten Fußballs bis ans Ende seiner Tage als Wunsch bewahren müssen.

*Zwanzig Jahre nach der Heysel-Katastrophe treffen der FC Liverpool und Juventus Turin in der Champions League wieder aufeinander. In Liverpool versuchen die englischen Fans, sich mit einer Schweigeminute beim Turiner Anhang zu entschuldigen. Viele im Block der Italiener drehen ihnen demonstrativ den Rücken zu. – Paolo Di Canio erhielt in England, als er für West Ham United spielte, 2001 den FIFA Fair Play Award. Im Spiel gegen den FC Everton hatte er die Chance, ins leere Tor zu schießen, nahm jedoch, als er sah, daß der gegnerische Torwart verletzt am Boden lag, den Ball in die Hand und unterbrach damit das Spiel, wofür er die gelbe Karte erhielt. Bei Spielen der italienischen Liga wiederholte er seinen „römischen Gruß“ noch zweimal. – Adebowale Ogungbure wird seinen Vertrag bei Sachsen Leipzig wohl verlängern.*

## Kein Staat im Staate

von Franz Uhle-Wettler

Als die Bundeswehr aufgestellt wurde, verlangten viele Politiker, die neuen Streitkräfte dürften nie wieder werden, was ihre Vorgänger (angeblich) gewesen waren: ein Staat im Staate; es wäre leicht, ganze Zettelkästen mit entsprechenden Forderungen zu füllen. Dieses Ziel ist längst erreicht, denn wiederum könnte man ganze Zettelkästen mit Äußerungen von Politikern füllen, die feststellen, wie hervorragend die Bundeswehr in Staat und Gesellschaft „integriert“ sei. Doch gerade weil das Votum fast einstimmig ist, lohnt sich die Überprüfung, gemäß Lenins Diktum, daß die Praxis der Prüfstein der Theorie sei.

Zur Prüfung der Theorie eignen sich unter anderem zwei Bereiche, die zudem fast unbekannt sind und vielleicht auch absichtlich so gehalten werden: die Bereitschaft der Politiker und Journalisten, sich selbst der von ihnen geschaffenen und meist bejahten Dienstpflicht in den Streitkräften und damit der persönlichen Integration in die Bundeswehr zu unterziehen – und die protokollarische Behandlung der Bundeswehr.

Zum Protokoll: Die „*Rangfolge bei Veranstaltungen ... offizieller Art*“ wird vom Bundesminister des Inneren zusammen mit dem Auswärtigen Amt erlassen und ist für alle Ministerien verbindlich. Wo sie den Generalinspekteur der Bundeswehr einordnet, ist sachlich unbedeutend. Aber die Einordnung zeigt, wo dieser Staat den Repräsentanten seiner bewaffneten Macht und von ehemals 500.000, heute knapp 300.000 Soldaten sieht. Insofern ist die Protokolleinordnung des Generalinspektors doch kennzeichnend. Bei der Prüfung muß allerdings eine Arabeske einbezogen werden: Dem Verfasser ist es nicht gelungen, von den zuständigen Ministerien die neueste Fassung der Protokolliste zu erhalten; ihm wurde nur versichert, nennenswerte Änderungen gegenüber älteren Fassungen seien nicht erfolgt. Warum heute kein Staatsbürger Einblick erhalten darf, wurde nicht mitgeteilt.

Die Seite eins der Liste: Ersten Rang hat natürlich der Bundespräsident. Ihm folgen Kaiser und Könige sowie Staats-, danach Regierungschefs fremder Staaten. Zweiter Deutscher ist

der Präsident des Bundestages; ihm folgen der Bundeskanzler, dann der Präsident des Bundesrates (obwohl er nicht den Gesamtstaat repräsentiert) und zahlreiche weitere Wichtigkeiten. Eine Auswahl: Alle Botschafter fremder Staaten, der Vorsitzende der deutschen (katholischen) Bischofskonferenz, der Vorsitzende des Rates der evangelischen Kirche und – als Dritter auf dieser Ebene, obwohl nicht religiöses Oberhaupt – der Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland; ein Vertreter der Millionen von Moslems und Hindus fehlt. Nach weiteren Wichtigkeiten kommt der Leser zur zweiten Seite der Protokolliste.

Seite zwei: Eine kleine – kleine! – Auswahl: Da finden sich der Präsident der Kommission der Europäischen Union, alle fremden Gesandten (die Botschafter hatten wir schon), die ehemaligen (!) Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts, die Patriarchen (osteuropäischer oder asiatischer christlicher Kirchen), die Partei- und die Fraktionsvorsitzenden der im Bundestag vertretenen Parteien, die (insgesamt 48?) Landesuperintendenten, Landesbischöfe und Landesrabbiner, die Minister der Länder, dann der Präsident der Bundesbank und mit „Höchste Repräsentanten der Gemeinden“, was das auch sein mag, endet die zweite Seite.

Seite drei beginnt mit den „Ständigen Geschäftsträgern des Diplomatischen Korps“ (die Botschafter und die Gesandten hatten wir längst), dann kommen die Nichtständigen Geschäftsträger (wer weiß, was das ist?), nach weiteren Wichtigkeiten erscheinen der Koordinator für deutsch-französische Zusammenarbeit und alle Vorsitzenden von Bundestagsausschüssen (deren gibt es zweiundzwanzig, bis hin zum „Ausschuß für Tourismus“), es folgen der Präsident des Rechnungshofes, alle Richter des Bundesverfassungsgerichts (den amtierenden und die ehemaligen Präsidenten hatten wir schon), die ehemaligen Bundesminister (wir sind also schon deutlich bei ehemaligen Wichtigkeiten), weitere Wichtigkeiten, der Kanzler der Friedenklasse des Ordens Pour-le-Mérite – und dann, siehe da, da kommt „ganz hinterdrein und klimperklein“ nicht, wie das Kinderlied singt, „das Marienkä-

ferlein“, sondern der Generalinspekteur, der Repräsentant der bewaffneten Macht, der *ultima ratio* unseres Staates.

Man möchte einwenden, die Soldaten würden durch den Verteidigungsminister repräsentiert? Aber dem wäre zu erwidern, daß auch die Gesandten fremder Staaten nicht durch ihre Botschafter, die Bischöfe der deutschen Länder nicht durch die gesamtdeutschen Vertreter ihrer Kirchen repräsentiert werden, ebensowenig wie die Fraktionsvorsitzenden und die Vorsitzenden der Bundestagsausschüsse durch den Präsidenten des Bundestages und die Richter des Bundesverfassungsgerichts durch dessen Präsidenten vertreten werden.

Zweifellos: Der Generalinspekteur erscheint dort, wo er nach dem Urteil der Politiker und Ministerialbeamten hingehört. Deshalb ist eine Herauf- oder Herabstufung nicht wünschenswert; sie würde dem Staatsbürger verschleiern, wie unsere politische Klasse diejenigen schätzt, denen sie gegenwärtig in Kosovo, in Afghanistan und mittlerweile auch in anderen Regionen befiehlt, ihr Leben einzusetzen.

Einen zweiten Prüfstein für die Integration der Bundeswehr in Staat und Gesellschaft liefert eine Zahlengruppe. Sie illustriert, wie es Politiker und Journalisten mit der Integration von Gesellschaft und Streitkräften dann halten, wenn sie persönlich betroffen sind.

Im vierzehnten Bundestag (bis 2002) waren 330 Abgeordnete männliche „Wessis“ der Jahrgänge 1940 oder jünger, waren also fast alle gesetzlich verpflichtet, sich für einige Zeit in die Streitkräfte zu integrieren. Von diesen 330 haben gemäß ihren Lebensläufen im *Handbuch des Bundestages* 81 Wehrdienst geleistet. Konkret: Von 139 Abgeordneten der SPD 27 (Ersatzdienst 19), von 106 Abgeordneten der CDU 34 (Ersatzdienst 1), von 37 Abgeordneten der CSU 9 (0), bei den Bündnisgrünen von 18 Abgeordneten 2 (7), von 27 Abgeordneten der FDP 8 (0) von 3 Abgeordneten der PDS 1 (0). Insgesamt hat sich also ein Viertel der dienstpflichtigen Abgeordneten persönlich in die Bundeswehr „integriert“; 27 weitere Abgeordnete waren wenigstens „Zivi“ gewesen und 222 keines von beidem. Die Zahlen im fünfzehnten Bundestag waren fast identisch. Zum Vergleich: Die „Ausschöpfungsquote“ beim „gemeinen Volk“ lag bis 1989 je nach Jahrgangsstärke bei 65 bis 70 Prozent.

Schließlich der sechzehnte, 2005 gewählte Bundestag: 327 Abgeordnete (einschließlich einiger Nachrücker) gehörten den Jahrgängen 1940 bis 1970 an – vorher beziehungsweise nachher war beziehungsweise wurde die Bundeswehr zu klein, die Masse der Wehrpflichtigen aufzunehmen. Hiervon hatten sich 99, also 30 Prozent, als junge Männer persönlich in die Bundeswehr „integriert“, 228, dabei 20 „Zivis“, hatten sich nicht integrieren wollen oder können.

Vielleicht hat dieser oder jener Abgeordnete seinen Wehr- oder Ersatzdienst verschwiegen oder erfunden; das ist jedoch meist auszuschließen, etwa wenn ein ehemaliger Verteidigungs-

minister angibt: „1962 Abitur. 1962–68 Univ. Hamburg, 1968 1. Staatsexamen“. Dennoch darf man jene Zahlen nicht ungeprüft gegen den einzelnen wenden. Manch einer dürfte ehrenwerte Gründe gehabt haben, nicht zu dienen; zum Beispiel war ein ehemaliger Bundeskanzler als Kriegswaise sowie manch einer, der in Berlin aufwuchs, nicht dienstpflichtig. Aber die Masse macht's. Sie spricht eine deutliche Sprache und zeigt, was auch das letzte Kabinett Kohl zeigte: von Bohl bis zu Wissmann hatte sich kein einziger der wehrpflichtigen Minister in die Streitkräfte „integriert“.

Die Presse? Sie sieht sich gern als Wächter und notfalls Kritiker der Regierung. Doch hier schweigt sie – und der Grund ist leicht zu vermuten. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* gibt in ihrer Selbstdarstellungsbroschüre mit dem Titel



*Selbst noch gedient, aber dann: Verteidigungsminister Schmidt mit „Vertrauensmännern“ der Bundeswehr*

*Die Redaktion stellt sich vor* 2004 die Lebensläufe aller ihrer Redakteure an. 256 sind dienstpflichtig gewesen. Hiervon hatten 55 Wehr- und 37 Zivildienst geleistet – also wiederum etwa das bekannte Viertel (Wehrdienst) beziehungsweise Drittel (insgesamt). Da wäre es schwierig gewesen zu kritisieren, daß die Mehrzahl der Bundestagsabgeordneten und sogar Verteidigungsminister und -staatssekretäre ihre gesetzliche Pflicht nicht erfüllt hatte; wer im Glashaus sitzt, wird sich scheuen, mit Steinen zu werfen.

Die Schlußfolgerung: Früher diente die Obrigkeit, die politische Klasse. Sie führte auch im Kriege an, auf dem Schlachtfeld und unter Einsatz des eigenen Lebens. Unsere heutige politische Klasse hingegen dient nicht, sondern sie läßt meist dienen. Bei einem Kampfeinsatz führt sie nicht an, sondern sie schickt andere in den Kampf. Sie rühmt den Verfassungspatriotismus und auferlegt dem Volk die Wehrpflicht durch Gesetz. Aber sie nutzt in hoher Zahl die Gelegenheiten, das Gesetz nur auf andere anzuwenden. Sie rühmt die „Integration“ der Streitkräfte in Staat und Gesellschaft – hält sich selbst aber meist fern.

*Summa summarum*: Die Bundeswehr ist kein Staat im Staate. Oder doch, da sie ein Eigenleben am Rande von Staat und Gesellschaft führt? Nicht integriert, sondern von Politik und vielen Medienfürsten sowie Intellektuellen gemieden, bestenfalls geduldet? Es gibt noch anderes, das die letztgenannte Deutung nahelegt.

## 50 Jahre Bundeswehr

von Jörg Soldan

Die Bundeswehr kann auf ein halbes Jahrhundert eigener Geschichte zurückblicken, die längste scheinbar bruchlose Phase für eine Streitkraft im deutschen Nationalstaat, wie er seit nunmehr 135 Jahren in wechselnden Varianten existiert. 1955 offiziell begründet als Wehrpflichtarmee der westdeutschen Republik, konnte sie damals mit überraschender Schnelligkeit aufgebaut und in den Nordatlantikpakt integriert werden, gegen beträchtliche Widerstände und Anfeindungen seitens einer militärmüden Bevölkerung und der sogenannten öffentlichen Meinung. Maßgeblichen Anteil an dieser Leistung hatten Soldaten, die aus der Wehrmacht hervorgegangen und zum Teil hoch ausgezeichnet worden waren. Im Frühjahr 1989 verließ der letzte dieser kriegsgedienten Soldaten die Bundeswehr im geteilten Deutschland, und Ende desselben Jahres offenbarte der Kollaps der DDR, daß mit dem Kalten Krieg nun endlich auch die Nachkriegszeit des Zweiten Weltkriegs definitiv zu Ende ging.

Zehn Jahre später, Anfang 1999, sollte dann ein gesamtdeutscher Staatsminister für Kultur und Medien eingedenk der einstmaligen Befreiung eines Konzentrationslagers durch die Rote Armee verkünden, man werde jetzt tatkräftig die Kasernen der Bundeswehr umbenennen. Die Parole „Auschwitz“ diente kurz darauf einer rot-grünen Bundesregierung als Rechtfertigung, erstmals seit 1945 wieder deutsche Truppen in den Krieg zu schicken und am NATO-Angriff auf Serbien teilzunehmen. Zahlreiche Kasernen und Straßen sind mittlerweile umgetauft, die Namen von „Nazi-Generalen“ wurden erfolgreich getilgt. Deutsche Soldaten marschieren wieder unbefangen auf dem Balkan, sie stehen für ihre Regierung mit der Waffe am „Hindukusch“ und schwitzen fern der Heimat in Afrika. Seit 2001 dürfen endlich auch Frauen dienstlich auf andere Menschen schießen und sich „Mörder“ nennen lassen, nachdem das Bundesverfassungsgericht diesen Ehrentitel für „Staatsbürger in Uniform“ bereits 1995 abgesegnet hat. Der Grund-

wehrdienst soll in neun Monaten ausgetragen werden, während das Verteidigungsministerium doch bis 2004 brauchte, um hetero- und homosexuelle Partnerschaften auch zwischen Vorgesetzten und Untergebenen zuzulassen. Teile der Armee hat man wegrationalisiert, andere privatisiert und zahlreiche Standorte nach hermetischen Kriterien geschlossen, während der Aktionsradius der Truppe von der platten Heimatscholle gelöst und durch einen offensiven Verteidigungsbegriff auf den ganzen Planeten ausgedehnt wurde. Kein Zweifel: Die Bundeswehr und ihr gesellschaftliches Umfeld haben sich in den letzten fünfzehn Jahren drastischer verändert als in den dreieinhalb Jahrzehnten zuvor. Nicht nur Zeit also, sondern auch Anlaß genug für Rückblick und Vergegenwärtigung.

Zu jenen kriegsgedienten Männern der ersten Stunde, die zur „Wende“ bereits aus dem Dienst geschieden waren, gehört auch der Militärhistoriker Franz Uhle-Wettler: Dessen Soldatenleben ist selbst Teil der Geschichte jener Bundeswehr, die er von 1956 bis 1987 als Kampftruppenoffizier im Heer und in NATO-Verwendungen aktiv mitgestaltet hat. Sein Rückblick *Rührt Euch! Weg, Leistung und Krise der Bundeswehr* (Graz: Ares 2006, 216 S., geb, 19,90€) besteht aus einer chronologischen Collage von Briefzeugnissen und anderen Texten aus der Dienstzeit sowie später eigens beigefügten Kommentaren. Auf diese Weise entstand ein facettenreiches und reflektiertes Bild vom Zustand der Truppe aus der Perspektive verschiedener Verwendungen, wobei die Maßstäbe Uhle-Wettlers schnell klarwerden: Er repräsentiert nicht nur eine Generation, sondern auch einen bestimmten Soldatentypus, der es in dieser Armee nicht immer leicht hatte. „Unser Auftrag ist die Sicherung des Friedens“, setzte ein bis 1989 gängiger Witz ein. „Was tun, wenn’s doch Krieg gibt? Dann heißt’s: Auftrag nicht erfüllt, und wir geh’n nach Hause“. Während man in der Bundeswehr angesichts des atomaren Patts

nicht wirklich mit Krieg rechnete, blieb die Richtschnur für Uhle-Wettler stets der Kriegsfall und damit die Kriegstüchtigkeit der Truppe. So konnte der Kommandeur einer Panzerdivision unter jüngeren Infanterieoffizieren als Geheimtip gehandelt werden, als er 1980 mit seiner Studie *Gefechtsfeld Mitteleuropa* zum *enfant terrible* avancierte. Debatten über strategische Alternativen zur NATO-Doktrin waren damals im Schwange, um Horst Afheldt und Jochen Löser, den Österreicher Emil Spannocchi oder den Franzosen Guy Brossollet. Uhle-Wettler aber schlug besonders stark ein, weil mit ihm ein aktiver General zur Diskussion stellte, ob die Bundeswehr in ihrer damaligen Struktur einem realistischen Kriegsbild und dem potentiellen Gefechtsfeld zweckmäßig entsprach. Sein Rückblick auf die miterlebten Entwicklungen bis 1989 fällt auf jeder zeitlichen Stufe sachlich, differenziert und kritisch aus; die Ausführungen und Fallbeispiele etwa zur Menschenführung, zur kriegsnahen Ausbildung oder zu



Franz Uhle-Wettler, Kommandeur der 5. Panzerdivision, unterwegs auf dem Gefechtsfeld Mitteleuropa

Theorie und Praxis der „Inneren Führung“ haben nichts von ihrer Aktualität verloren.

Greift man dagegen zu dem als „offizieller Jubiläumsband“ deklarierten Buch *50 Jahre Bundeswehr. 1955 bis 2005* (Hamburg: Mittler 2005, geb., 280 S., 29.80€), bietet sich darin allenfalls Quellenmaterial zum ideologischen Überbau bundesdeutscher Streitkräftepolitik: Den Journalisten Rolf Clement und Paul Elmar Jöris, beide Mitglieder des Beirats für Fragen der Inneren Führung beim Bundesministerium für Verteidigung, geht es ums große Ganze. Dabei kann es für ein Organ der Exekutive natürlich kein fal-

ches Leben im wahren geben. Was etwa „Affären“ angeht, so komme es „darauf an, ob man aus ihnen lernt“: Da wir hierzulande ja „die Öffentlichkeit“ haben, wird am Ende stets alles gut. Kritische Fragen an die Rolle der mit Ämtern bestellten Parteipolitiker in mancher echten Affäre um die Bundeswehr stellen sich solchen Dienstleistern nicht. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Selbstverständlich hat diese Armee bis auf den heutigen Tag enorme Leistungen vollbracht, die bei einem Jubiläum öffentlich herauszustellen sind. Sie sind der Truppe aber umso höher anzurechnen, als sich diese einer oft wankelmütigen, widersprüchlichen und opportunistischen Politik ausgeliefert, selten aber staatspolitischem Weitblick anvertraut sieht. Deutlicher bringt Clemens Ranges umfassend angelegter Band *Die geduldeten Armee. 50 Jahre Bundeswehr* (Berlin: Translimes Media 2006, 312 S., geb, 45€) schon im Titel zum Ausdruck, daß die politischen Rahmenbedingungen der militärischen Institutionengeschichte anders in den Blick geraten müssen. Dieser Journalist sieht die Bundeswehr im sechsten Jahrzehnt ihres Bestehens in einer Schiefelage. Die vormalige Wehrpflichtarmee mutiere zu einer „atlantischen Legion“, die der Bevölkerung mittlerweile recht gleichgültig sei. Range, der als Reserveoffizier die Truppe von innen kennt, weiß um die Auswirkungen politischer „Lösungen“ in der Praxis und verfällt daher nicht der Affirmation. In den 1990er Jahren wurde vor allem das Heer durch eine Reihe hektischer Strukturreformen in Unruhe gehalten, die zudem immer mit drastischen Einsparungen und Reduktionen verbunden waren. Aber auch Marine und Luftwaffe haben ihr Gesicht deutlich verändert; weitere tiefgreifende Einschnitte und Umstrukturierungen stehen diesen Teilstreitkräften bevor. Dabei ist die neue Bundeswehr in manchen Bereichen inzwischen wirklich eine einsatzorientierte Truppe geworden; die fast ausschließliche Ausrichtung auf ein multinationales Operationsumfeld und weltweite Interventionen bei gleichzeitiger Ausdünnung birgt jedoch Gefahren, die schon auf mittlere Sicht kaum weniger gravierend sein dürften als die schleichende Entmilitarisierung der alten Friedensarmee vor 1989. Eine „koloniale Überdehnung“ durch internationale Polizeieinsätze, die schon heute nur mit massivem Reservistenaufkommen zu bewältigen sind, ist nur eines der offensichtlicheren Probleme, vom politischen Sinn mancher Unternehmung ganz abzusehen. Daß die rot-grüne Kriegszielpolitik oder die Einsatzaufträge der rot-schwarzen Koalition hierzulande nicht kontrovers debattiert werden, ist dem konstatierten Desinteresse der permissiven deutschen Gesellschaft geschuldet. Eine handfeste Belastungsprobe aber wird diesen Desinteressierten und ihrem „Heer der Zukunft“ früher oder später unweigerlich bevorstehen: Was passiert, wenn auf einen Schlag fünfzig bis hundert tote Staatsbürger in Leichensäcken statt in Uniform aus Übersee heimkehren, weil unter fremdem Himmel ein Bundeswehr-Konvoi in einen einfachen, aber effektiven Hinterhalt uneinsichtiger Eingeborener geraten ist?

## Der Ursprung des Krieges

von Karlheinz Weißmann

Wenn von „Erfindung“ die Rede ist, wird offenbar vorausgesetzt, daß etwas zu einem bestimmten Zeitpunkt noch nicht vorhanden war, dann entdeckt wurde und fortan existierte. Im Hinblick auf den Krieg von „Erfindung“ zu reden, bedeutet also, daß jemand meint, unsere Spezies habe die organisierte Gewaltanwendung nicht von Anfang an gekannt, sondern erst im Laufe der historischen Entwicklung gelernt, sich dieses Mittels zu bedienen. Ob das tatsächlich der Fall ist, wird in dem Band des Wissenschaftsjournalisten Dirk Husemann (Dirk Husemann: *Als der Mensch den Krieg erfand. Eine Spurensuche*, Sigmaringen: Thorbecke 2005, 176 S., geb. Abb., 22.90€) leider nicht geklärt. Es hängt das mit einem Mangel an Systematik in dem vorliegenden Buch zusammen, der sich auch an anderen Stellen zeigt und den man wohl darauf zurückführen muß, daß es sich ursprünglich um getrennt publizierte Aufsätze handelte, die erst hier zusammengefaßt wurden.

Soviel ist den Ausführungen Husemanns immerhin zu entnehmen, daß er *homo sapiens* und dessen nähere Verwandte nicht für prinzipiell kriegslüstern hält. Vielmehr spricht seiner Meinung nach einiges dafür, daß erst der technische, vor allem der waffentechnische Fortschritt zur Entstehung des Krieges führte. Diese wohlwollende Interpretation führt beispielsweise zu der Annahme, daß das Verschwinden der Neandertaler eher auf deren „konservativen“ Lebensstil als auf einen frühen Genozid durch den Jetztmenschen zurückzuführen sei. Solchen Befunden stellt Husemann allerdings Ausführungen gegenüber, in denen er auf Schädelkult und rituellen Kannibalismus der Steinzeit abhebt, die zumindest als starker Hinweis auf die Aggressivität des frühen Menschen gelten können; auch die Art, wie die möglichen Ursachen von „Ötzi“ Tod zu deuten sind, sprechen eher gegen eine friedfertige Vor-Geschichte. Zuzustimmen ist dem Autor sicher im Hinblick auf

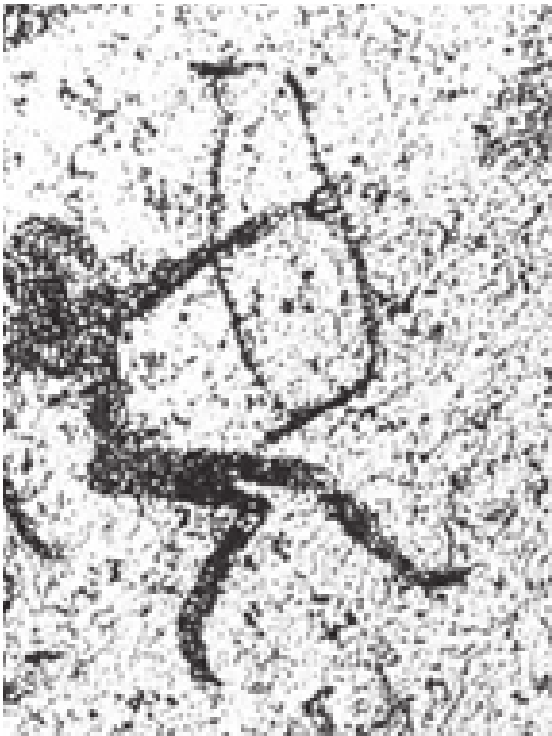
die These, daß die Entstehung eines Kriegeradels in der Bronzezeit, die Organisation eines Staates im Vollsinn auf mesopotamischem Boden sowie die militärischen Neuerungen seit dem 2. vorchristlichen Jahrtausend – vor allem die Erfindung des Streitwagens – dem Konzept „Krieg“ zur Durchsetzung verhalfen. Wie und warum das genau geschah, läßt sich der Arbeit Husemanns allerdings kaum entnehmen, deren Schwerpunktbildung nirgends erläutert wird und die vergeblich versucht, einen Bogen über die frühe Eisenzeit bis zur Epoche des römischen Imperiums zu spannen, ohne dabei den inneren Zusammenhang des Ganzen gewährleisten zu können. Im Grunde werden hier nicht einmal die anspruchsvolleren Theorien eines Martin van Creveld oder John Keegan für eine breitere Leserschaft übersetzt.

Auf solche Übersetzung darf man auch in dem von Burkhard Meißner, Oliver Schmitt und Michael Sommer herausgegebenen Sammelband (*Krieg – Gesellschaft – Institutionen. Beiträge zu einer vergleichenden Kriegsgeschichte*, Berlin: Akademie 2005, 448 S., geb. Abb., 69.80€) mit Beiträgen zur vergleichenden Kriegsgeschichte nicht hoffen. Hier liegt der Sachverhalt aber anders, denn es handelt sich um das Ergebnis einer wissenschaftlichen Tagung, was weiter erklärt, warum zwei Aufsätze in französischer, zwei weitere in englischer Sprache aufgenommen wurden. Den Schwerpunkt bilden Ausführungen zur Kriegsgeschichte der Antike, wobei der Blick über Griechenland und Rom auf das assyrische, das ägyptische und das persische Großreich geweitet wird.

Der assyrische, genauer: neuassyrische, Fall ist insofern aufschlußreich, als man es hier mit einem frühen „Militärstaat“ zu tun hat, das heißt mit einer politischen Ordnung, die ganz wesentlich dem Zweck der Kriegführung diente, die sich mit Hilfe der im Krieg erwirtschafteten Beute entfaltete und regenerierte und über



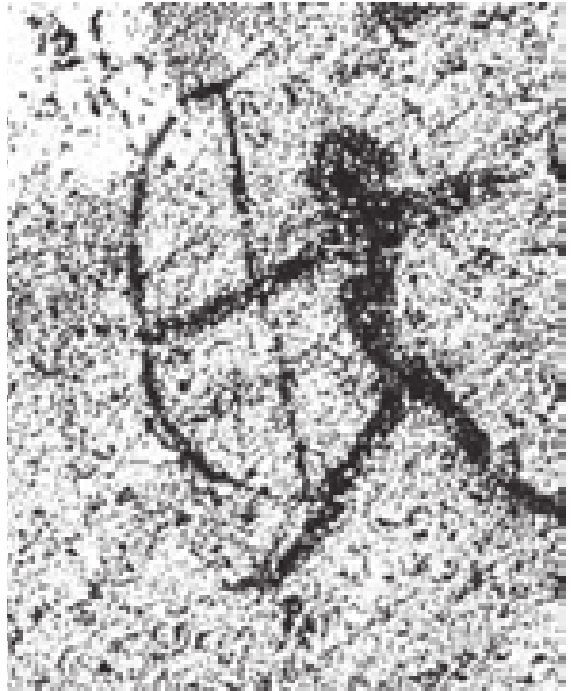
eine ideologische Konzeption verfügte, die dieses Vorgehen rechtfertigte. Den Ergebnissen des Aufsatzes von Andreas Fuchs über das neuassyrische Imperium kann man die des Beitrags von Marcus Fuchs gegenüberstellen, der im Hinblick auf Ägypten nachweist, daß dessen Gesellschaft erst in der Krise des Alten Reiches einer zunehmenden Militarisierung ausgesetzt war, die vor allem die äußere Bedrohung erzwang. Am Einfluß des kriegerischen Elements auf das größere soziale Ganze war auch in der Folgezeit nichts mehr zu ändern, insbesondere für die Beamtenkarriere wurde der Militärdienst zur Voraussetzung oder die administrative Funktion direkt mit einer militärischen verknüpft. Derartige Verschränkungen sind sonst vor allem aus dem antiken Rom bekannt, das in dem vorliegenden Sammelband – wahrscheinlich wegen des Bekanntheitsgrades – nicht detailliert gewürdigt wird. Dagegen spielt die Entwicklung im griechischen Altertum von der archaischen über die homerische bis zur hellenistischen Zeit eine wichtige Rolle. Der Beitrag von Nikos Birgalias über Krieg und Identität in Sparta sei an



dieser Stelle besonders hervorgehoben, weil er die neueren Erkenntnisse zusammenfaßt, denen zu Folge Sparta keineswegs von allem Anfang an ein Militärstaat war, sondern dazu erst im Gefolge zahlreicher Erschütterungen seines sozialen Gefüges wurde. Das zentrale Problem der – wie Birgalias sie nennt – „Oliganthropie“, also des Bevölkerungsmangels der Herrschicht, konnte damit auf Dauer allerdings nicht gelöst werden und führte dazu, daß Sparta trotz seiner großen außenpolitischen Erfolge schließlich zur Bedeutungslosigkeit herabsank.

Damit soll der Blick auf ein eher unbekanntes Randgebiet der Militärgeschichte des Altertums gelenkt werden. In einem bemerkenswerten Aufsatz von Stefan R. Hauser geht es um Politik und Kriegführung des Partherreichs. Dessen

Bedeutung wird in Europa nach wie vor unterschätzt, nicht zuletzt weil die klägliche Quellenlage immer wieder zu der Annahme geführt hat, daß die im Nordiran angesiedelten Parther bestimmte Sozialstrukturen aus ihrer nomadischen Vergangenheit niemals überwinden konnten und deshalb ein ausgesprochen kriegstüchtiger, aber aufsässiger Adel dem „König der Könige“ gegenüberstand und mehr als einmal seinen Willen aufzwang. An diesem Bild äußert Hauser systematisch Zweifel, die nicht zuletzt dadurch gut begründet erscheinen, daß das Partherreich über einen so langen Zeitraum ein Machtfaktor von außerordentlicher Bedeutung im Vorderen Orient war und sogar den Römern gefährlich werden konnte.



Felszeichnung

Mit diesen Hinweisen ist die Fülle der Beiträge des Sammelbandes selbstverständlich nicht ausreichend gewürdigt. Es finden sich noch mehr als ein Dutzend weitere Aufsätze, die sich mit allen möglichen Aspekten des antiken Kriegswesens, aber auch mit der eschatologischen Friedenskonzeption im Alten Testament befassen. Daß damit der Horizont bei weitem nicht abgeschritten sein kann, ist auch den Herausgebern bewußt. In ihrer Einleitung weisen sie schon auf das Fehlen neuerer Synthesen zur Kriegsgeschichte nach dem Vorbild von Hans Delbrücks monumentalem Werk zur *Geschichte der Kriegskunst* hin. Es bleibt bei dieser Bemerkung, obwohl die große Zahl aktualisierender Bezüge in den einzelnen Aufsätzen besonders deutlich werden läßt, wie groß die Lücke ist, die hier klafft. Die Veränderung des politischen Geschehens in der Gegenwart und die Rückkehr des Krieges als Mittel der Politik läßt den Wunsch nach einer umfassenden Gesamtsicht wachsen, die das einzelne zu integrieren vermag und gleichzeitig die Grundlagen für eine Polemologie liefert, die auch Kriterien für die Beurteilung des Krieges in seiner neuen Gestalt an die Hand gibt.

## Machtspiele

von Erik Lehnert

Mit dem „Willen zur Macht“ hat Nietzsche eines der wirkmächtigsten Schlagworte des 20. Jahrhunderts geprägt und dabei den Versuch unternommen, das Wesen der Macht als ein ambivalentes zu beschreiben: „Das furchtbarste und gründlichste Verlangen des Menschen, sein Trieb nach Macht – man nennt diesen Trieb ‚Freiheit‘ – muß am längsten in Schranken gehalten werden.“ Da der „Wille zur Macht“ eine Grundtatsache des Lebens ist, heißt das, wider die eigene Natur zu handeln. Nietzsche sieht jedoch neben der Maßlosigkeit der Macht noch eine andere Seite. Macht hat das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen. Und so kann die Geschichte als eine Reihe von Rechtfertigungsversuchen gelesen werden. Ein Unternehmen, das immer problematisch geblieben ist, weil es keine einheitliche Instanz gibt, vor der man sich zu rechtfertigen hat.

Maßlosigkeit und Rechtfertigung sind Themen, die in Paul Bermans neuestem Buch *Idealisten an der Macht. Die Passion des Joschka Fischer* (München: Siedler 2006, 283 S., geb, 19,95 €) eigentlich Beachtung finden müßten. Leider ist Berman kein Denker, sondern einer, der gerne Geschichten erzählt. Und wie viele Amerikaner erzählt er uns eine möglichst einfache Geschichte, die ihre Plausibilität im eigenen Erlebnis ausreichend begründet sieht. Die Geschichte geht so: Es war einmal ein böses Ungeheuer, genannt US-amerikanischer Imperialismus, gegen das eine ganze Generation von ideologisch traumatisierten Jugendlichen, weil Papa Nazi oder Nazi-Opfer war, aufbegehrte. Nachdem das Ungeheuer handzahn gemacht war und die Rebellen, genannt die „Neuen Linken“, mit ihm, zur Freude aller, zusammen regierten, schossen auf einmal lauter kleine Ungeheuer aus dem Dunkel der Zeit, eine Horde von Faschisten, die sich auf die Fahnen geschrieben hatten, die holde Einmütigkeit zwischen Macht und Vernunft zu zerstören. Auf einmal war wieder klar, daß das Böse doch nicht tot war und man die Welt von einigen

Finsterlingen zu befreien habe. Die Demokratisierung konnte weitergehen. So in etwa liest sich Bermans pathetisches Resümee seiner Generation. Eigentlich will Berman wohl darauf hinaus, daß Idealisten, wenn sie an der Macht sind, auch die Realität wahrnehmen. Das ist einerseits natürlich richtig, wenn es um die eigene Realität, das heißt die nächste Wahl geht. Mit Realpolitik hat das allerdings nichts zu tun, im Gegenteil: Bermans Buch ist eine einzige Rechtfertigung von Moralpolitik, die das Motto „Nie wieder Auschwitz“ immer dann auspackt, wenn keine anderen Gründe angegeben werden können.

Berman hat den Vorteil, daß er Amerikaner ist und somit auch als Linker ziemlich genau weiß, daß Moralpolitik den eigenen Vorteil nicht aus den Augen verlieren sollte. Norbert Axel Richter verfügt über diese angeborene Gnade nicht. Und so ist sein Buch *Grenzen der Ordnung. Bausteine einer Philosophie des politischen Handelns nach Plessner und Foucault* (Frankfurt a. M. und New York: Campus 2005, 251 S., kt, 29,90€) vom Wunschenken bestimmt. Er entwickelt darin, jedenfalls der eigenen Auffassung nach, ein Konzept des „erfindungsreichen politischen Konflikthandelns“, das irgendetwas mit Ironie zu tun haben soll. Richter will darauf hinaus, daß bei festgefahrenen Konflikten, die nicht lösbar scheinen, sich in beiden Lagern Gruppen (Vertreter der Zivilgesellschaften) versammeln, die unter dem Konflikt leiden. Diese setzen sich dann hin und handeln alles aus: Schöne Idee eines Menschen, der offensichtlich noch nie einen Entscheidungsprozeß, der über Banalitäten hinausgeht, beobachtet hat. Selbst wenn man akzeptiert, daß es in jeder Konfliktpartei verhandlungsbereite Personen gibt, so existieren aber auch immer welche, die ihnen deswegen nach dem Leben trachten. Es ist vielleicht nicht schön, gehört aber zum Menschen, daß er „das eigene Dasein fraglos für das bessere hält“ (Karl Jaspers). Darüber kann



## Freund und Feind am großen Teich.

*Der österreichische Bub und seine ungarische Freundin werden es nicht hinnehmen, daß der serbische Lümmel – angestiftet vom Russe – den Thronfolger umtritt, zumal man sich des Beistands durch den deutschen Knaben qua Händedruck versichert hat. Die Sache wäre rasch abgetan, würde nicht das französische Fräulein den englischen Kerl anstiften. Derweil ist Holland einfach bloß im Weg, und man wird keine Rücksicht nehmen können.*

man reden, wenn es keinem wehtut. Sobald sich aber die Frage „Freiheit oder Sklaverei?“ stellt, wird der „Wille zur Macht“ doch obsiegen, falls die „Verhausschweigung“ es nicht schon getan hat. Dem Autor muß man zugute halten, daß er es gewagt hat, sein Modell an einem konkreten Fall zu erläutern.

Diesen Weg der konkreten Anwendung philosophischer Überlegungen geht ein anderes Buch nicht. Byung-Chul Han fragt *Was ist Macht?* (Stuttgart: Reclam 2005, 148 S., kt, 4.60€) und versucht, systematisch zu antworten. Schön untergliedert wird eine solide Auslegung von verschiedenen Philosophen zu systematischen Einzelaspekten der Macht geboten. Seine Antwort auf die Frage nach der Semantik der Macht lautet abschließend: „Eine absolute Macht wäre die, die nie in Erscheinung träte, die nie auf sich hinwiese, die vielmehr mit der Selbstverständlichkeit ganz verschmölze.“ Damit Macht nicht absolut wird, heißt es an anderer Stelle weniger systematisch, müsse ein Ort der Macht existieren, der über den Nationalstaat hinausgeht. Absolute Macht setze im Gegensatz zur „nackten Gewalt“ eine kommunikative Vermittlung voraus, die schwerlich zu haben ist, wenn die Macht nie in Erscheinung tritt. Politik, so heißt es weiter, sei „eine Praxis der Macht und Entscheidung“. Hintergrund ist dabei, daß Macht strategisches Handeln zur Maximierung der eigenen Freiheit sei, Politik aber vor allem in einem Kommunikationsprozeß bestehe, der auf einen Kompromiß hinauslaufe, einer Entscheidung, die man einem Schiedsrichter überläßt.

Auch dieses Buch ist also von einem Idealismus bestimmt, der durch nichts gedeckt wird. Das hier vorausgesetzte Verständnis von Entscheidung ist bereits eine Schwundstufe, die dem aufgeklärten Westeuropäer gut zu Gesicht steht, aber nicht einmal von seinen nordamerikanischen Brüdern und Schwestern geteilt wird. (Uns allen klingen noch die Worte vom „alten Europa“ im Ohr, die Donald Rumsfeld aus einer mitleidigen Verachtung heraus gebrauchte.) Entscheidung war einmal ein Vorgang, der „die zur Selbsterhaltung nötige Orientierungsfähigkeit“ (Panajotis Kondylis) garantieren sollte. Han sieht richtig, daß die Macht einen Ort ha-

ben muß, um nicht in Gewalt umzuschlagen. Doch die zwingende Begrenzung der Macht der einzelnen Staaten durch einen positiven transnationalen Machtort ist nicht einsichtig. Beispiele zeigen, daß gerade der Ort der Macht Verantwortung ermöglicht, die auf Glaube oder Vernunft, einem absoluten Ort, gegründet ist.

Daß dieser Zusammenhang vielleicht praktisch kaum noch eine Rolle spielt und dennoch nicht vergessen ist, macht der jüngst von Otfried Höffe herausgegebene Sammelband *Vernunft oder Macht? Zum Verhältnis von Philosophie und Politik* (Tübingen: Francke 2006, 275 S., kt, 19.90€) deutlich. Die Entgegensetzung, die im Titel liegt, wird von den besten der Beiträger zurückgewiesen. Vernunft ist das, was den Menschen vom anderen Sein trennt, die Möglichkeit den Anderen zu sehen, seine und die eigene Bedürftigkeit und das gemeinsame Aufeinander-gewiesensein einzurechnen, aus dem Gefängnis der handgreiflichen Realität herauszuschauen, eine „negative Normativität“ (Hans-Joachim Gehrke), die um die Unvollendbarkeit der Welt weiß und dennoch nicht resigniert. Dabei handelt es sich um etwas ganz anderes als naives Gutmenschentum, das gerade nicht mit dem Anderen und seinem Machtwillen rechnet. „Nehmen wir die Reichweite, die Eindringlichkeit, die Beweglichkeit und ihre in der Kritik angelegte Fähigkeit zur Fremd- und Selbstkontrolle, dann ist die Vernunft die größte denkbare Macht des Menschen.“ (Volker Gerhardt) Diese richtige Einsicht ist zwiespältig, weil die Widervernunft häufig ebenfalls sehr mächtig ist. Vernunft ist aber keine schlappe Bedenkenträgerei, sondern Einsicht in bestimmte Notwendigkeiten. Vernunft ist eine Stufe menschlicher Möglichkeiten, die, einmal erlangt, nicht mehr durch Romantik hintergangen werden kann.

In Preußen machte man sich über die Verfassung des Menschen keine Illusionen. So liebte Friedrich der Große seine Hunde mehr als den Menschen, weil sie, wie er sagte, niemals undankbar wären und ihren Freunden die Treue hielten. Ziel war das Machbare, nicht das Wünschbare: das Prinzip Wirklichkeit, getragen vom „Traum“ der Vernunft, eine Welt der Nüchternheit zu ermöglichen.

## „Offensiver Realismus“

von Josef Daum

Traditionell wird die US-Außenpolitik von zwei miteinander konkurrierenden Denkrichtungen beherrscht, der „idealistischen“ und der „realistischen“. Für die Idealisten steht die aktive Verbreitung von Demokratie, Freiheit und Menschenrechten im Vordergrund, wohingegen die Realisten die Außenpolitik an nationalen Interessen orientiert sehen wollen. Die Grenzen zwischen diesen Strömungen verlaufen quer zu traditionellen Parteizugehörigkeiten. Mit Ausnahme Henry Kissingers waren alle bekannten Realisten Gegner des Irakkrieges. So auch John Mearsheimer.

Mearsheimer durchlief sowohl eine militärische als auch eine akademische Laufbahn. Nachdem er 1970 die berühmte Militärakademie West Point absolviert hatte, diente er seinem Land fünf Jahre als Offizier der US-Luftwaffe. 1975 nahm er das Studium der Politischen Wissenschaften auf und lehrt heute als Professor an der Universität von Chicago. Somit begann Mearsheimer seine wissenschaftliche Laufbahn genau zu der Zeit, als der sogenannte „zweite Kalte Krieg“ seinen Anfang nahm. Die sicherheitspolitischen Debatten konzentrierten sich damals verstärkt auf die „Denuklearisierung“ der Militärstrategie. Wenn sich die nuklearen Potentiale der Supermächte gegenseitig neutralisierten, lag dann ein auf Europa beschränkter, mit taktischen Atomwaffen geführter Krieg oder sogar ein rein konventioneller Krieg wieder im Bereich des Möglichen? Es gab zwei vorherrschende Theorien zu diesem Fragenkomplex. Die eine besagte, daß das Kräfteverhältnis als solches ausschlaggebend für die Wirkung konventioneller Abschreckung sei. Die andere suchte im Verhältnis von Offensiv- zu Defensivwaffen die Ursache für die Wahl einer Erstschlagsoption. Beide Sichtweisen verwarf Mearsheimer (*Conventional Deterrence*, New York: Cornell University Press 1983). Erstere widerlegte er mit dem Verweis auf die Angriffsstrategie zahlenmäßig unterlegener Mächte, letzteres mit der Feststellung, daß es keine klare Definition

von Angriffs- und Verteidigungswaffen geben könne. Es sei die Strategie, die der Panzerwaffe im Zweiten Weltkrieg ihre Schlagkraft gegeben habe und nicht der Gebrauch von „Tanks“ an sich. Eben diese von den Deutschen entwickelte Strategie, der Blitzkrieg, bleibe die Konstante für die Analyse der Angriffswahrscheinlichkeit. Mearsheimer untersuchte die militärischen Offensivschläge seit dem Angriff der deutschen Wehrmacht auf Polen bis in die siebziger Jahre. Er kam zu dem Ergebnis, daß die Wahrscheinlichkeit eines schnellen, vernichtenden Erstschlags das Kriegsrisiko erheblich erhöhte, wohingegen die Angst vor dem Abnutzungskrieg dieses verringerte. Mearsheimer kalkulierte damit, daß auch die Sowjetunion in Europa über eine konventionelle „Blitzkriegs-Option“ verfügte, was, wie wir heute wissen, tatsächlich den Plänen des sowjetischen Generalstabschefs Orgakow entsprach.

Die Studien dieser Zeit haben Mearsheimers Denken in mehrfacher Hinsicht geprägt. Zum einen gehörte er zu den Theoretikern, die einen konventionellen Krieg durch die gegenseitige Neutralisierung der nuklearen Abschreckung wieder für möglich hielten. Nationalstaaten, als Träger konventioneller Macht, blieben damit weiterhin die Hauptakteure der Weltpolitik. Zum anderen gewann Mearsheimer durch die Beschäftigung mit dem Blitzkrieg die Grundüberzeugung von der Überlegenheit des Angriffs über die Verteidigung. Er beruft sich etwa auf eine Studie, wonach zwischen 1815 und 1980 sechzig Prozent der Kriege vom Aggressor gewonnen wurden.

Aus diesen Grundannahmen entwickelte er sein Konzept des „offensiven Realismus.“ In seinem Hauptwerk *The Tragedy of Great Power Politics* (New York: Norton 2001, 576 S., 12.32 \$) legt er einen umfassenden theoretischen Entwurf zum Verständnis der internationalen Politik vor. Wie alle Realisten geht Mearsheimer prinzipiell von der Anarchie des internationalen Staatensystems aus und stellt fest: „Es ist eine traurige Tat-

sache, daß die internationale Politik immer ein ruchloses und gefährliches Geschäft war und es ist wahrscheinlich, daß es so bleibt.“ Nach eigener Aussage interessiert sich Mearsheimer wenig für die Rolle von Individuen, Innenpolitik oder Ideologien. Staaten müsse man betrachten wie *black boxes* oder „Billardkugeln.“ Sie seien nicht gut oder böse, sondern „unterscheiden sich nur durch ihre Größe“. Es sei zum Beispiel völlig gleichgültig gewesen, ob Deutschland von Bismarck, Kaiser Wilhelm oder Adolf Hitler geführt wurde, oder ob es demokratisch oder diktatorisch regiert wurde. Entscheidend sei immer nur die „relative Macht“ gewesen, die es zu einem bestimmten Zeitpunkt seiner Geschichte besessen hat. Diese Sichtweise steht in der Tradition der Schule des politischen Realismus, die in den USA von Carr, Morgenthau (nicht zu verwechseln mit dem Vater des Morgenthau-Plans) und Waltz vertreten worden ist. In einem wichtigen Punkt grenzt sich Mearsheimer jedoch von ihnen ab. Während die „defensiven Realisten“ glaubten, daß Großmächte danach streben, ihre Macht in einem bestehenden System zu erhalten, geht der von Mearsheimer vertretene „offensive Realismus“ davon aus, daß Großmächte zwangsläufig danach streben, ihre Macht aktiv zu vergrößern und das Gleichgewicht zu ihren Gunsten zu verändern, denn: „Macht ist der Schlüssel zu ihrem Überleben.“

Mearsheimer konstatiert, daß keine Supermacht, auch nicht die USA, eine wirklich globale Hegemonie erreicht habe. Keine Großmacht könne aufgrund der geographischen Gegebenheiten in jeder Weltregion dominant sein. Jede Weltmacht verfolge daher eine doppelte Zielsetzung: Sie will die Vorherrschaft über die eigene Weltregion erringen und verhindern, daß eine fremde Macht in einem anderen Weltteil eine Hegemonie errichtet. Die Hauptstrategien zur Errichtung einer Hegemonie sind Krieg, Erpressung und das Schüren von Konflikten zwischen potentiellen Rivalen. Die Hauptstrategien zur Verhinderung einer Hegemonie sind *balancing*, also selbst ein militärisches Gegengewicht zu einer aufsteigenden Großmacht aufzubauen, und *buck-passing*, was soviel heißt, wie einer anderen Macht „den schwarzen Peter zuzuschieben.“ Eine dritte Macht muß in diesem Fall die Bürde übernehmen, aufgerüstet und in Stellung gebracht werden, um dem potentiellen Herausforderer stellvertretend entgegenzutreten.

Mearsheimer glaubt zu Recht, daß diese machiavellistische Position seinen amerikanischen Landsleuten nur schwer zu vermitteln ist. Daher sieht er in der Praxis durchaus Möglichkeiten und auch die Notwendigkeit, mit den „Idealisten“ zu kooperieren, macht aber auch klar, wer Roß und wer Reiter sein soll. Realistische Politik könne „mit einer liberalen Rhetorik gerechtfertigt werden, ohne die eigentlichen machtpolitischen Realitäten zu diskutieren“. So hätten die USA aus machtpolitischen Gründen gegen Faschismus und Kommunismus gekämpft. Die Ziele des Realismus hätten sich in diesen Fällen mit der Rhetorik des Idealismus vertragen. Probleme entstehen aus dieser Sicht-



Den Mund zu voll genommen

weise dann, wenn die Idealisten in der Außenpolitik die konzeptionelle Führung übernehmen oder von einer Lobby im Auftrag einer fremden Macht beeinflußt werden. In dieser Situation sehen Mearsheimer und andere Realisten die Vereinigten Staaten in der aktuellen Situation. Für Mearsheimer ist die Koalition aus Neokonservativen und der „Israel-Lobby“ zu einer ernsthaften Bedrohung einer rationalen amerikanischen Interessenpolitik geworden.

Die Neokonservativen um Paul Wolfowitz hätten sich einem Kreuzzug für die Demokratie verschrieben, der zum Scheitern verurteilt sei. Mearsheimer, zu dessen wissenschaftlichem Interessengebiet „Nationalismus im Zeitalter der Globalisierung“ gehört, warf Wolfowitz vor, nicht begriffen zu haben, daß „Nationalismus und nicht Demokratie die mächtigste politische Ideologie der Welt“ sei. Am Nationalismus seien die alten Kolonialmächte ebenso gescheitert wie die USA im Vietnamkrieg. Neokonservatismus und Realismus repräsentierten zwei völlig konträre Sichtweisen, und der Irakkrieg sei „ein starker Test für die beiden Theorien“. Sollte sich der Irakkrieg zu einem Debakel entwickeln, wovon Mearsheimer überzeugt ist, wäre bewiesen, daß die Realisten im Recht waren und der Neokonservatismus müsse als widerlegt angesehen werden (vgl. *Hans Morgenthau and the Iraq War: Realism versus Neo-Conservatism*, in: *opendemocracy.com*, Mai 2005; deutsche Übersetzung in: *Merkur* Nr. 677/678). Aus diesem Zusammenhang muß auch die Schrift über die „Israel-Lobby“ verstanden werden, die im intellektuellen Establishment für Irritation gesorgt hat (zusammen mit Stephen Walt in: *London Review of Books* 28, Nr. 6). Sie ist eine Kritik an dem Einfluß der großen jüdischen Organisationen, pro-israelischer christlicher Gruppen und neokonservativer Intellektueller, nicht jedoch an der jüdischen Minderheit der USA insgesamt. Der Irakkriegsbefürworter Josef Joffe hat in der *New Republic* den Aufsatz mit den „Protokollen der Weisen von Zion“ verglichen und den Autoren Antiamerikanismus vorgeworfen. Offenkundig geht es auch auf diesem intellektuellen Kampfplatz, in der Auseinandersetzung zwischen Realisten und Neokonservativen, wie in Mearsheimers „Offensivem Realismus“ postuliert, nicht um Gleichgewicht, sondern um Hegemonie.

## Der letzte Preuße

Larry Eugene Jones und Wolfram Pyta (Hrsg.): *„Ich bin der letzte Preuße“*. *Der politische Lebensweg des konservativen Politikers Kuno Graf Westarp (1864–1945)*, Stuttgarter Historische Forschungen 3. Köln: Böhlau 2006, 221 S., geb, 29.90€

Das Leben Kuno Graf Westarps reichte aus der Zeit vor Gründung des deutschen Nationalstaates bis in die Zeit nach seinem Untergang; er kam am 12. August 1864 in der Provinz Posen zur Welt, die schon nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr zum Reich gehörte, und starb am 30. Juli 1945 in sowjetischer Haft, nachdem er in Berlin festgesetzt worden war. Dazwischen spannte sich eine konservative Existenz, die versuchte zu bewahren, wo sich alles änderte. Zu Beginn war das Dramatische des Wandels noch nicht so offensichtlich, Westarp wurde in eine Welt geboren, die noch ganz in der Überlieferung wurzelte, er durchlief eine rasche Karriere in der preußischen Verwaltung und entschloß sich erst im reiferen Alter zu direkter politischer Einflußnahme. Seit 1909 gehörte er dem Reichstag an, 1913 übernahm er den Vorsitz der deutschkonservativen Fraktion. Auch nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs blieb er einer der wichtigsten Führer des konservativen Lagers.

Der vorliegende Sammelband befaßt sich mit verschiedenen Aspekten der Biographie Westarps und seines politischen Wirkens. Auf dessen Bedeutung in der Zeit des Kaiserreichs konzentriert sich der Beitrag von Larry Eugene Jones. Entscheidend für das angemessene Verständnis ist dabei der Hinweis von Jones, daß Westarp mit seiner Staatsgesinnung die „Quintessenz eines deutschen Konservativen“ war, was aber auch be-

deutete, daß sich seine Position schon vor dem Ersten Weltkrieg von verschiedenen Seiten bedroht sah. Denn die Konservativen standen nicht nur in der Abwehr der Linken und des politischen Liberalismus, sondern auch in der Abwehr der „Neurechten“ (Geoff Eley).

Wie sehr dieser Konflikt an Schärfe zunahm, kann man Raffael Schecks Aufsatz über Westarps Haltung zu den Anexionen während des Krieges entnehmen. Zwar sprach er sich ausdrücklich für Gebiets Erweiterungen aus, stand aber dem Gedanken äußerst skeptisch gegenüber, derartige Forderungen als Mittel nationalistischer Agitation zu nutzen, wie es die Völkisch-Radikalen und dann die Vaterlandspartei verlangten.

In die Existenzkrise geriet der Konservatismus allerdings erst mit dem Zusammenbruch des Kaiserreichs. In dem Beitrag von James Retallack über den Briefwechsel zwischen Westarp und Ernst von Heydebrand und der Lasa, einem anderen Granden des Vorkriegskonservatismus, wird das deutlich erkennbar. Im Vergleich erschien Westarp fast konzilient. Während Heydebrand so intransigent war, zwischen „Konservativen“ und „Deutschnationalen“ zu unterscheiden und den Fortbestand der Deutschkonservativen Partei bis zum Frühjahr 1920 zu sichern suchte, war Westarp durchaus bereit, die veränderten Tatsachen anzuerkennen, sofern sie die Möglichkeit boten, weiter dem „Staat“ zu dienen. Das erklärt auch seine Bemühungen als führendes Mitglied und zwischen 1926 und 1928 als Vorsitzender der DNVP um einen Kurs der Integration. Der scheiterte schon, als die Völkischen die Partei wieder verließen, nicht zuletzt weil Westarp ihren Antisemitismus zurückgewiesen hatte, er scheiterte auch im Hinblick auf den Versuch, die Partei in die Verant-

wortung einzubinden, und er scheiterte schließlich gegenüber den radikalen Nationalisten um Hugenberg, der ihn zuletzt aus dem Vorsitz der Partei verdrängte. Der Führungsfähigkeit Westarps waren deutliche Grenzen gesetzt. Insofern erscheint auch sein Entschluß, die DNVP im Juli 1930 zu verlassen und – mit weltanschaulich ganz anders ausgerichteten Persönlichkeiten – den Versuch einer Neugründung, der Konservativen Volkspartei, zu machen, zwar honorig, aber verfehlt.

In einem Beitrag über die Beziehung zwischen Westarp und Hindenburg geht Wolfram Pyta auch auf diese Bemühungen ein, der Katastrophenpolitik der Rechten am Ende der Weimarer Republik etwas entgegenzusetzen. Daß zu deren treibender Kraft die Nationalsozialisten werden würden, hat Westarp wie viele Zeitgenossen erst spät erkannt.

Karl J. Mayer kann in seinem Aufsatz über Westarps Haltung gegenüber Hitler und der NSDAP überzeugend herausarbeiten, daß dieser die Bewegung als eine revolutionäre betrachtete, die als solche konservativem Wesen fremd gegenüberstand. Das hat ihn nach 1933 nicht daran gehindert, Erfolge positiv zu werten, aber er beurteilte von Anfang an die antijüdische Politik kritisch und fürchtete, daß Hitler einen militärischen Sieg nützen könnte, um den braunen „Sozialismus“ durchzusetzen. Ab 1942 äußerte er, daß die Gewaltmaßnahmen im Osten auf die Deutschen zurückschlagen würden, eine Prophezeiung, die sich dann an seinem eigenen Schicksal bewahrheiten sollte.

Karlheinz Weißmann

## Wandel statt Wende

Helmut Kohl: *Erinnerungen 1982–1990*. München: Droemer 2005. 1136 S., geb, 29.90€

Andreas Wirsching: *Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990*. Stuttgart: DVA 2006. 850 S., 49.90€

Dank der beiden vorliegenden Bände wird nun eine zeithistorische Einordnung der ersten Hälfte der „Ära Kohl“ möglich und damit auch eine Antwort auf die Frage, warum die „geistig-moralische Wende“ scheiterte. Laut Andreas Wirsching stießen die Erwartungen einer „Wende“ auf eine Gesellschaft, die einen radikalen „Wertewandel“ hin zu einer „Wertekombination aus Hedonismus und Materialismus“ erlebte. Der „beschleunigten soziokulturellen Entwicklung“ stand eine „partielle Blockade der bundesrepublikanischen Politik“ gegenüber. Diese erklärt Wirsching mit Schelskys Theorem vom „Technischen Staat“ und der „Veto-Spieler“-Theorie. Anders als im britischen „Westminster-Modell“ zwang die neue „Systemkomplexität“ den Regierungschef zum „gesellschaftspolitischen Pragmatismus“ und legte den Kanzler auf die Rolle des Moderators fest. Kohls Memoiren lassen die Zwänge erkennen, unter denen ein bürgerlicher Kanzler unter diesen Umständen agieren mußte. Neben sehr langatmigen Passagen stehen Beschreibungen, die ein Mosaik der politischen Realitäten der achtziger Jahre bieten. Uns begegnen evangelische Amtsträger, die die Streichung des Wiedervereinigungsgebots fordern, Hunderte von in KZ-Kluft gekleideten Jugendlichen, die Kohl mit der Parole „Nazis raus“ bei seinem Staatsbesuch in Israel empfangen, der Umstand, daß außer Irland und Spanien alle EG-Partner eine Wiedervereinigung ablehnten und nur der amerikanische Präsident Kohls Politik aktiv unterstützte. Eine Vielzahl solcher Szenen lassen

den Eindruck eines Kanzlers entstehen, der eingekellt zwischen der neuen ökologisch-pazifistischen Massenbewegung im Inland und einer wachsenden deutsch-kritischen Betrachtungsweise im Ausland, so weit ging, wie es die Zeittendenzen eben zuließen und nur im Fall der Wiedervereinigung – gestützt vom Enthusiasmus der Ostdeutschen – weit darüber hinaus. Für die konservative Kritik an Kohl und dem Scheitern der „geistig-moralischen Wende“ stimmt daher Wirschings Feststellung: „das Handeln von Parteien und Politikern wurde dabei in einem Maße als voluntaristisch und als von der Intention der Akteure abhängig dargestellt, das zu den realen Möglichkeiten politischer Gestaltung in keinem vernünftigen Verhältnis stand.“

Josef Daum

## Deutungskämpfe

Kurt Biedenkopf: *Die Ausbeutung der Enkel. Plädoyer für die Rückkehr zur Vernunft*. Berlin: Propyläen 2006. 224 S., geb, 16.95€

Albrecht Müller: *Machtwahn. Wie eine mittelmäßige Führungselite uns zugrunde richtet*. München: Droemer 2006. 368 S., 19.90€

Als Kurt Biedenkopf Generalsekretär der oppositionellen CDU war (1973 bis 1977), steuerte Albrecht Müller als Chef der Planungsabteilung des Kanzleramtes unter Brandt und Schmidt die Geschicke der Republik (1973 bis 1982). Es lohnt sich, die neueren Veröffentlichungen beider Autoren zum Sozialstaat miteinander zu vergleichen, da sich hier ein neuer geschichtspolitischer Kampfplatz um die Deutung des sozialen und demographischen Niedergangs anzudeuten scheint. Für Biedenkopf waren die letzten Jahrzehnte der Bundesrepublik gekennzeichnet von dem Streben nach exponentiellem Wachstum zur Ausweitung sozialstaatlicher Lei-

stungen, das im wesentlichen durch eine ebenso exponentielle Schuldenaufnahme und den Verzicht auf Kinder finanziert wurde. Die Möglichkeit, diesen Trend zu brechen, werde aller Wahrscheinlichkeit nach demographisch bedingt in den Jahren 2015 bis 2020 schwinden. Spätestens dann sei mit „tiefgreifenden Erschütterungen“ zu rechnen. Albrecht Müller sieht in seinem Buch *Machtwahn* in dieser Debatte lediglich eine „neoliberale“ Verschwörung am Werk, zu der die Bundesbank, der Sachverständigenrat und die Wirtschaftsforschungsinstitute, die Finanzwirtschaft und neoliberale und konservative Ideologen wie Biedenkopf und sein Mitarbeiter Meinhard Miegel gehörten, und fordert eine Rückkehr zur defizitfinanzierten Wachstumspolitik der siebziger Jahre, also zu genau jener Politik, die Biedenkopf als Ursprung des demographischen Desasters und der Staatsverschuldung sieht. Eine demographische Krise oder eine Krise des Sozialstaates gibt es – nach Müller – überhaupt nicht. Es gäbe lediglich interessierte Kreise hinter der Debatte über die Überalterung der Gesellschaft, diese seien die Versicherungswirtschaft im Bündnis mit konservativen „Bevölkerungspolitikern“. Die Debatte über die Sicherheit der Renten hält er daher ebenso für verfehlt wie das Interesse an einer Steigerung der Geburtenrate. Die Beitragszahler müßten ja dann „außer dem relativ breiten Segment von Älteren und Rentnern noch ein breiter werdendes Segment von Kindern und Jugendlichen unterhalten.“ Biedenkopf sieht gerade in dieser Haltung den Grund dafür, daß eine reduzierte und mit Staatsschulden belastete Generation eines Tages fragen werde, „wie wir nach dem Zweiten Weltkrieg unsere Väter und Großväter befragt haben, um zu erfahren, warum es ihnen und ihrer Generation nicht möglich war, Krieg, Elend und Verbrechen von unserem Land fernzuhalten.“

Josef Daum

## Gesten und Interessen

Michael Wolffsohn/Thomas Brechenmacher (Hrsg.): *Denkmalsturz? Brandts Kniefall*. München: Olzog 2005. 178 S., 18.50€

Den „Erinnerungsort“ des Brandtschen Kniefalls am Warschauer Ghetto-Denkmal 1970 zu „sezieren, ihn in seinen innen- und außenpolitischen Zusammenhängen [zu] beleuchten“, ist das erklärte Anliegen der Autoren. Breiten Raum nimmt die Darstellung der „judenpolitischen Dimension“ ein. Die „geschichtspolitische Offensive“ der sozialliberalen Bundesregierung, an deren Spitze ein früherer NS-Verfolgter stand, zeigte sich bereits 1969 in Brandts erster Regierungserklärung, die eine deutsche Verantwortung Israel oder den Juden gegenüber unerwähnt ließ. Eine solche Unbefangenheit korrespondierte mit der Bereitschaft Bonns, – in den Fußstapfen der gaullistischen *Détente* – mit Moskau und Warschau zu einer vertraglichen Anerkennung der machtpolitischen „Realitäten“ in Europa zu finden – ungeachtet etwa der militärischen Aufrüstung Ägyptens durch die UdSSR, die Israels Sicherheitsinteressen unmittelbar berührte. Als Reaktion auf diese politischen Auseinandersetzungen, die sich aus einem Bündel objektiver deutsch-israelischer und deutsch-(diaspora)jüdischer Interessendivergenzen ergaben, deuten die Autoren Brandts Kniefall. Diese noble Geste vermochte jedoch auch langfristig die geschichtspolitischen Bruchlinien zwischen Juden und Deutschen nicht zu entschärfen: Der „jüdischen“ Lehre aus der Geschichte des „Dritten Reiches“ – „Nie wieder Opfer!“ – steht bis heute ein deutscher Fundamentalpazifismus („Nie wieder Täter“) gegenüber, wie er sich nicht zuletzt auch in gesinnungsethisch begründeter Kritik an israelischen Sicherheitspolitiken äußert.

Daniel L. Schikora

## Ende von Eurasien?

Dmitri Trenin: *Rußland – Die gestrandete Weltmacht. Neue Strategien und die Wende zum Westen*. Hamburg: Murmann Verlag 2005. 352 S., kt, 24.90€

Der Originaltitel *The End of Eurasia* drückt weit besser als der Begriff von der „gestrandeten Weltmacht“ aus, was das Thema dieses Buches ist. Die alte sowjetische Besatzungs- und Bündnispolitik erscheint bei Trenin nicht als Ausdruck der kommunistischen Weltrevolution, sondern schlicht als die sowjetische Ausgestaltung eines alten, der russischen Reichsidee immanenten, übersteigerten, teils paranoiden Sicherheitsdenkens. Die Überdehnung und das auf die Spitze getriebene Territorialprinzip führten dabei zwangsläufig zum Zusammenbruch, den Trenin als definitives Ende von „Eurasien“ betrachtet. Weder für eine Neuauflage des russischen Imperiums noch für eine eurasische Bündnisoption mit China und Indien besitze Rußland die ökonomische Kapazität. Dennoch seien weder Huntingtons Modell eines religiös-kulturell definierten Rußland als Kernstaat der orthodoxen Zivilisation, noch die „Atatürk-Lösung“, ein auf ethnische Homogenität abzielender Nationalismus, gangbare Konzepte. Dafür sei Rußland noch heute von zu vielen und zu starken ethnischen und kulturellen Einflüssen geprägt. Jede dieser Lösungen würde auf die Reduktion Rußlands auf das Format eines neuen Moskowiter Reiches hinauslaufen. Trenin schwebt ein westlich ausgerichteter Nationalstaat vor mit der Staatsbürgerschaft als entscheidendem Identitätskriterium. Darüber fordert er den Verzicht auf revisionistische Positionen bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung eines kulturellen Überbaus für die GUS in Form des Russischen als Lingua franca in Wirtschaft und überregionaler Politik.

Josef Daum

## Sprachmagier

Marwan Abou-Taam und Ruth Bigalke (Hrsg.): *Die Reden des Osama bin Laden*. München: Diedrichs 2006. 256 S., geb, 19.95€

In diesem Buch sind erstmalig einige Schlüsseltexte aus dem Umfeld der Al-Quaida – z.T. gekürzt – in deutscher Sprache herausgegeben und sachverständig kommentiert worden. Die beiden jungen Islamwissenschaftler haben gute Arbeit geleistet und ihr Vorhaben auch gegen verschiedene ängstliche Stimmen in ihrer Umgebung durchgezogen. Die Kommentare sowie auch die Reden Osama bin Ladens selbst geben einen faszinierenden und aufschlußreichen Einblick in die innere Entwicklung des islamischen Kulturraumes seit dem Ende des Afghanistan-Krieges. Man erkennt, wie stark die Enttäuschung der idealistischen Afghanistan-Kämpfer über die korrupten Regime der islamischen Staaten, besonders Saudi-Arabiens, und die Kompromißbereitschaft der staatstragenden Geistlichkeit dort gewesen sein muß, und wie aus dieser Enttäuschung das Konzept einer radikalen Erneuerungsbewegung erwachsen konnte, die auf dem Dreiklang einer revolutionär-traditionalistischen Prediger-Elite, finanzkräftigen Mäzenen und den zu mobilisierenden jugendlichen Massen beruht. Diese Massen werden in ganz demagogischer Manier bei ihren materiellen Ansprüchen, ihrer Männlichkeit und ihrer Ehre gepackt und zum Dschihad aufgestachelt – mit einer äußerst professionellen Medienarbeit. Man erahnt auch in der Übersetzung etwas von der Schönheit der arabischen Sprache, die bin Laden und seine Co-Autoren in den Reden verwenden, auf der ganz wesentlich ihr Mobilisierungseffekt beruht. Man ahnt zudem, daß dies alles für unsere Zukunft nichts Gutes bedeutet. Fazit: Pflichtlektüre für jeden, der mitreden will.

Christoph Kramer



## Antiextremist

Tim Peters: *Der Antifaschismus der PDS aus antiextremistischer Sicht*. Wiesbaden: VS-Verlag 2006. 230 S., br, 32.90€

Der Verfasser dieser Dissertation ist eines der großen Nachwuchstalente der deutschen Christdemokraten (ehemaliger Konrad-Adenauer- sowie Hanns-Seidel-Stipendiat, bis 2005 Landesvorsitzender der JU Berlin, Stellv. Vorstandsmitglied der EVP, u.v.m.). Seine Chemnitzer Mentoren – die prominenten Vertreter des Totalitarismusansatzes Eckhard Jesse und Uwe Backes – gelten ebenfalls als CDU-nah. Die parteipolitische Bedeutung dieser Arbeit ist somit offensichtlich. Wegen ihrer handwerklichen Solidität, analytischen Schärfe und pragmatischen Argumentationsweise lohnt sich die Lektüre dennoch ungemein. Peters beschäftigt sich umfassend, pointiert und dennoch ausgewogen mit den ideenhistorischen und parteistategischen Zusammenhängen der aktuellen Antifaschismus-Konzepte inner- und außerhalb der PDS. Er kommt zu dem Ergebnis, daß der PDS-Antifaschismus keinen guten Verbündeten bei der Bekämpfung des Rechtsextremismus abgebe und vielmehr selbst in großen Teilen einen Angriff auf den demokratischen Verfassungsstaat darstelle. Der „Kampf gegen rechts“ werde als Instrument mißbraucht, die „kulturelle Hegemonie“ zu erringen, moderate konservative Positionen auszugrenzen und letztlich den antiextremistischen Konsens des Grundgesetzes auszuhebeln. Peters übt auch indirekte Kritik an der eigenen Partei: „Wer als Demokrat Bündnisse ‚gegen rechts‘ mit der PDS eingeht, muß sich den Vorwurf gefallen lassen, die Abgrenzung des demokratischen Verfassungsstaates gegenüber Linksextremisten aufzuweichen.“ Und so einer war mal Mitarbeiter beim MdB Ronald Pofalla – Tempora mutantur?

Wiggo Mann

## Binsenweisheiten

Christoph Keese: *Verantwortung jetzt. Wie wir uns und anderen helfen und nebenbei unser Land in Ordnung bringen*. München: C. Bertelsmann Verlag 2006. 272 S., geb, 16.00€

Den vielen Aufrufen für eine bessere „Gesellschaft“ steht eine Lesermasse gegenüber, die dessen offensichtlich bedarf. Zu den hoch im Kurs stehenden Wohlfahrtsstaats-, Demographie- und Wertedebatten der Kollegen Schirrmacher, Miegel und Hahne gesellt sich nun Christoph Keese, Jahrgang 1964, *Welt*-Chefredakteur, zuvor Chef der *Berliner Zeitung* und anschließend der *Financial Times Deutschland*. Er sei „mit Stolz Neoliberaler“; denn dies sei die „Stimme der Vernunft“. Nun ist jener berüchtigte „gesunde Menschenverstand“ eben ein anfälliges Konstrukt, und so will Keese mit seinem schmalen, „handlungsorientierten“ Buch den Lesern auf die Sprünge helfen. „Verantwortung“, „vier geheimnisvolle Silben“ (Keese dröselte sie seitenlang linguistisch auf) seien die Tugend der Zivilgesellschaft und der Schlüssel zur Konsolidierung der Weltgemeinschaft. Verbreiten könne man das hohe Gut etwa mittels eines Zwölf-Punkte-Rahmens, um mehr „Verantwortung im Alltag zu ermöglichen“. Demnach wird beispielsweise empfohlen, „alle Mittel bereitzustellen, die der einzelne braucht, um seine Verantwortung einzulösen“ und „andere Menschen als gleichberechtigte Personen mit eigenen Rechten anzunehmen und gewähren zu lassen.“ Binsenweisheiten? Ja, und Keese hat deren noch viel mehr zu bieten. Zum Gang durch seine gefällige Sonntagsrede voll sinniger „Gedankenexperimente“ nimmt er das Publikum gern bei der Hand: „Nehmen Sie bitte ein leeres Papier“, heißt es, oder „lesen Sie erst weiter, wenn Sie ...“. Fazit: erkenntnisarme Wellness-Literatur ohne Ecken und Kanten.

Ellen Kositzka

## Smarte Mütter

Katherine Ellison: *Mutter sein macht schlau. Kompetenz durch Kinder*. München: Verlag Antje Kunstmann 2006. 317 S., geb, 19.90€

Man darf den Fleiß loben, den es Pulitzer-Preisträgerin Katherine Ellison gekostet haben dürfte, eine Unmenge an Fakten aus Hirnforschung, Endokrinologie und Soziologie auf 300 Seiten zu verdichten, um gegen das „kulturelle Stereotyp“ der dusseligen, gar „hirntoten“ Friscentbundenen und jungen Mutter zu argumentieren. Folgt man der 49jährigen Journalistin und Mutter zweier Söhne, so fungiert zumindest in deren US-amerikanischer Heimat das despektierlich gebrauchte Schlagwort „Mommy Brain“ als Stigma, mittels dessen vor allem Kinderlose gegen Mütter agitieren. Ellison stellt nun in aller Ausführlichkeit dar, inwieweit mütterliche Hormonschübe, die Erfordernis des täglichen „Multitasking“ sowie die im Umgang mit Kindern stetig wachsende emotionale Intelligenz sich gewinnbringend auf Hirnaktivität und soziale Kompetenz auswirken. Diesen Zuwachs an Effektivität in jeder Hinsicht, so die Botschaft der bis ins 40. Lebensjahr auch kinderlos erfolgreichen Autorin, sollten sich auch Arbeitgeber vor Augen führen und nutzbar machen: Kinder machen karrieretauglich. Der hier vorliegende klassisch amerikanische Essaystil, in dem wissenschaftliche Erkenntnisse, Umfragen und eigene Erfahrungen zu einer unterhaltsam-lehrreichen Plauderei verbunden sind, mag manchem vielleicht etwas aufdringlich und geschwätzig erscheinen. Eine Frage bleibt am Ende jedenfalls offen: Liegt es in der subjektiven Wahrnehmung der Autorin oder jener der Rezensentin begründet, wenn letztere diesem angeblich so heftig kursierendem Vorurteil einer mütterlichen Verblödung kaum je begegnet ist?

Ellen Kositzka

## Fräuleins

Annette Brauerhoch: *Fräuleins und Gis*. Frankfurt/Basel: Stroemfeld Verlag 2006. 532 S., m. zahlr. Fotos, kt, 28,00€

1945 löste sich auch das Korsett der bis dahin etablierten Leitbilder der Geschlechterrollen auf. Gerade auf weiblicher Seite wurden die Kategorien brüchig. Annette Brauerhoch, Professorin für Film- und Fernsehwissenschaften in Paderborn, präsentiert eine Auswertung von Militärdokumenten, Presseberichten, Romanen und Spielfilmen mit dem Hauptaugenmerk auf das Verhältnis zwischen US-Soldat und deutscher Frau. Brauerhoch sieht das *Fräulein* – ob als Prostituierte, als freizügige Liebhaberin oder fest verbandelt – durch sein selbstbewußtes Überschreiten traditionellen Rollenverhaltens, rassistischer Vorurteile und gesellschaftlicher Klassenschranken als Grenzgängerin und Rebellin. Wie intensiv die Autorin das Thema beackert hat, weist nicht nur der umfangreiche Quellenanhang und die in weiten Teilen differenzierte Analyse des Materials aus, sondern auch ein preisgekrönter Dokumentarfilm, der im Buch keine Erwähnung findet und doch Frau Brauerhoch inmitten ihres Metiers zum Mittelpunkt hat. Für den über alle Maßen erstaunlichen Streifen „fremd gehen“ (2000) ließ sich die Professorin bei ihren regelmäßigen Kasernenbesuchen filmen; Geschlechtsverkehr mit – offenbar wahllos wechselnden, ausnahmslos farbigen – Besatzungssoldaten galt ihr da als Hobby (O-Ton: „die Kaserne als Bordell, das süchtig macht“) und quasiwissenschaftlicher Selbstversuch. Eine nun von der Autorin herangezogene Romanfigur bringt es im Sinne Brauerhochs auf den Punkt: „Weiße Männer ... Marlene schüttelte den Kopf. Sie konnte es sich schon gar nicht mehr vorstellen. Weißhäutige Männer ... das hatte so etwas Verweichlichtes, Kraftloses.“

Ellen Kositzka

## Schnelldurchgang

Steven Ozment: *Eine feste Burg. Die Geschichte der Deutschen*. Waltrop und Leipzig: Manuscriptum 2006. 486 S., geb, 28,00 €

Daß die deutsche Geschichte ein gefährliches Minenfeld sei, ist nicht nur im eigenen Land ein Gemeinplatz geworden. Diesbezüglich verspricht der Historiker Steven Ozment bereits in der Danksagung eine dringend notwendige historisch sachliche Bearbeitung und erteilt moralisierender Besserwisseri eine Abfuhr. Ozment beruft sich auf den Historiker Thomas Nipperdey, wenn er Schwarzweißmalerei vermeiden und aus der Geschichte lernen will, anstatt in sie „hineinzulesen“. Man folgt dem Ansatz des Autors und nimmt sich die Geschichte der Deutschen auf knappen 486 Seiten vor. Ein guter Schreibstil, flüssig übersetzt, unterstützt die Lektüre.

Anhand wichtiger historischer Persönlichkeiten und ihrem jeweils in den historischen Zusammenhang gestellten Leben gelingen dem Autor eingängige Skizzen von Epochen und ihrer Politik. Die Geschichte der Deutschen wird nacherzählt, und weil historische Analysen tatsächlich nur im Vorbeigehen gestellt werden, liegt eine Bewertung dort vor, wo es episch oder besonders knapp wird.

Die Darstellung der Vertreibungsverbrechen und des 20. Juli 1944 fehlen bis auf kleine Hinweise. Lediglich als „die größte Wanderungsbewegung der modernen Zeit“ wird die Vertreibung beschrieben – das klingt angesichts der historischen Realität sarkastisch. Auch über diese Vorgänge würde der Leser gerne etwas hören, wenn er zum Buch greift, um seine Kenntnisse aufzufrischen. Der historisch Interessierte wird deshalb an tiefgründigerer Literatur nicht vorbeikommen.

Johannes Schüller

## Kriegsgefangene

Günter Bischof, Stefan Karner und Barbara Stelzl-Marx (Hrsg.): *Kriegsgefangene des Zweiten Weltkrieges. Gefangennahme – Lagerleben – Rückkehr*. München: Oldenbourg 2005. 600 S., kt, Abb., 29,80€

Kriegsgefangenschaft ist ein Thema, dem sich die Historiographie erst in jüngerer Zeit wieder mit größerer Aufmerksamkeit zuwendet. In den Jahren nach den beiden Weltkriegen hatte es vor allem in Deutschland Bemühungen um amtliche Dokumentation gegeben, was auch aus den Umständen der Niederlage zu erklären war. Dann erlahmte das Interesse, und die zünftige Geschichtsschreibung wandte sich anderen Fragen zu. Dem jetzt wieder gegenläufigen Trend ist auch die Entstehung des hier vorliegenden Bandes zu verdanken.

Es handelt sich um ein außerordentlich ambitioniertes Projekt, das vom Ludwig-Boltzmann-Institut für Kriegsfolgenforschung initiiert wurde. Die Situation der Deutschen in alliierterem Gewahrsam wird ebenso behandelt wie die von alliierten Soldaten in deutschem. Es finden sich Spezialuntersuchungen zu vielen Aspekten, die sich mit der neuartigen, massenhaften Festsetzung und Versorgung des Feindes befassen. Trotzdem bleibt die Frage unbeantwortet, warum sich die fünfundzwanzig Beiträge mit allen möglichen Spezialproblemen aufhalten, während die immer noch ungeklärten Probleme unbeantwortet bleiben. Das gilt einmal für die Frage nach Kontinuität und Diskontinuität in der Behandlung der Kriegsgefangenen seit dem Ersten Weltkrieg und dann – worauf Rüdiger Overmans in seinem Beitrag ausdrücklich hinweist – für das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen in französischer und amerikanischer Hand (Stichwort: die „verschwendene Million“).

Martin Voelkel

**„Aufgabe der JUNGEN FREIHEIT**

**war und ist es, die Normalität**

**rechtsintellektuellen (oder meinet-**

**halben auch konservativen)**

**Denkens zu fordern, durchzusetzen**

**und zu verteidigen.“**

Götz Kubitschek

**Zwanzig Jahre Junge Freiheit**

**Idee und Geschichte einer Zeitung**

304 Seiten, über 200 Bilder

und Faksimile, gebunden, 29.00 €



## Verzweiflung

Mihail Sebastian: „Voll Entsetzen, aber nicht verzweifelt“. *Tagebücher 1935–44*. Berlin: Claassen Verlag 2005. 560 S., geb, 24.00€

Mihail Sebastian, 1907 als Josif Hechter in Rumänien geboren, studierte Jura und veröffentlichte ab 1926 Gedichte, Romane, Bühnenstücke. 1945 starb er bei einem Verkehrsunfall. Vor der friedlichen Revolution war er in seiner Heimat kein Unbekannter, heute reicht sein Ruf weit über die Landesgrenzen hinaus. Seine Tagebücher der Jahre 1935–44 gewähren tiefen Einblick in das Leben eines außergewöhnlichen Menschen, eines geistreichen Bohemien, eines Zerrissenen, eines Träumers, eines Spielers, eines Bettlers, eines unbefriedigten Liebhabers, eines Chronisten der Kriegsereignisse, eines verfolgten Juden, bester Stoff, um seine literarischen Anlagen zu befruchten. Die jüdische Existenz, der Zeitraum der Handlung, Art und Umfang der Darstellung erinnern an Anne Frank, Victor Klemperer, Jochen Klepper. Letzterer war zwar kein Jude, aber er ging 1942 mit seiner jüdischen Frau in den Tod. Warum das Zitat „Voll Entsetzen, aber nicht verzweifelt“ als Titel gewählt wurde, erschließt sich dem Leser nicht. Verzweiflung offenbart sich immer wieder und gibt Selbstmordgedanken Raum. Musik als Trost und Entspannung spielt eine große Rolle. „Viel Mozart, sehr viel Mozart. Das ist vielleicht das einzige, was mich über die Geschehnisse hinwegtröstet“, schreibt er am 29. Dezember 1937, als das Schlimmste noch bevorstand. Als sieben Jahre später die Diskriminierungen, ja existentiellen Gefährdungen durch Bomben und Blei vergangen waren, bricht angestauter Haß aus ihm heraus. Doch zügellose Verwünschungen sind nicht typisch, auch wenn schon beim jungen Literaten der Immoralismus eines André Gide erkennbar wird.

Konrad Löw

## Mitwisserschaft

Peter Longeric: *Davon haben wir nichts gewusst! Die Deutschen und die Judenverfolgung*. Siedler Verlag 2006. 448 S., geb, 24.95€

Vom Konzept her gleicht Longeric's Studie einer Presse-schau. Er verfolgt die antisemitische Berichterstattung der deutschen Zeitungen und versucht dann anhand von Stimmungsberichten der Regierung und der Opposition ein Bild darüber zu gewinnen, was das Volk „wußte“, und wie es darauf reagierte. Tatsächlich steht wenig von dem im Buch, was in den letzten Wochen unter dem Stichwort „Keiner kann sagen, er habe nichts gewußt“ (*Die Welt*) durch die Feuilletons geschrieen wurde. Longeric urteilt vorsichtig und bestätigt im wesentlichen Bekanntes. Antisemitismus war eine Leitidee des Regimes, nicht des Volkes. Boykottmaßnahmen jüdischer Unternehmen mußten von Anfang an mit Gewalt durchgesetzt werden. Die Reichskristallnacht war kein Volksaufstand, sondern eine Inszenierung aus Parteikreisen, die auf passive Hinnahme traf, nicht auf Zustimmung. Für die Haltung der Deutschen zur NS-Judenpolitik insgesamt prägt er ausdrücklich den Begriff des mit der Zunahme der Verfolgung steigenden „Unwillens“. Wer wußte nun was? Longeric verweist auf Nachkriegsumfragen, in denen zwischen 32 und 40 Prozent angaben, bereits vor Kriegsende irgend etwas über den Judenmord gehört zu haben. Dies ist, wie der Autor betont, nicht mit „wissen“ über Art und Umfang des Verbrechens gleichzusetzen, sondern mit „ahnen“. Genaue Informationen gab es nicht, auch keine Möglichkeit, solche Informationen selbst bei entschiedenem Willen und gehobener Position zu beschaffen. Unwillen dem Ganzen gegenüber und Unkenntnis der Details prägte demnach das Bewußtsein der Deutschen gegenüber der NS-Judenpolitik.

Stefan Scheil

## Leon Bloy

Alexander Pschera: *Léon Bloy. Pilger des Absoluten*. Perspektiven Band 8. Schnellroda: Edition Antaios 2006. 135 S., kt, 12.00€

Immer wieder gibt es „große Unbekannte“ zu entdecken, doch mal sind die Unbekannten Große und mal nur deren Unbekanntheit groß. Beim neuen Perspektivenband der Edition Antaios kann der Leser einen dieser Großen entdecken, dessen Unbekanntheit dringend verringert werden sollte: Léon Bloy (1846–1917). Alexander Pschera gelingt es nicht nur, das Interesse an den vergessenen Werken des Franzosen zu wecken, er versteht es auch, den Leser auf die Seite Bloys und seiner Ideen zu ziehen, denn es gilt, die Kraft und Radikalität zu spüren, die dahinter vibriert. Bloy, bei uns höchstens durch Jüngers Empfehlung bekannt, ist eine dieser genuin französischen Geistesgrößen, die ihre existentielle Wut auf ihre Umwelt sprachlich einzigartig ausdrücken können und ihre Sätze gleichsam hinausspeien und –schreien. Ähnlich wie Céline ist Bloy ein Wüterich, doch einer jenseits des Nihilismus, ein konservativer, der seinen „Fanatismus zur Transzendenz“ (Benn) früh zum Katholizismus wandte und ein wichtiger Teil der Strömung des „Renouveau catholique“ wurde. Seine nihilistischen Grundlagen, bei gleichzeitig tiefer Religiosität, lassen ihn eine Welt des Abgrunds beschreiben, führen zur Entwicklung einer Schmerz-Philosophie, einer Mythologie des „Untermenschen“. Immer wieder wagt Bloy Provokationen, die durch sein von Armut und Schicksalsschlägen geprägtes Leben konsequent, ja redlich wirken – ein großer Geist, aber vor allem ein besonderer. Pschera führt uns, mittels des an Jünger geschulten „stereoskopischen Lesens“, zu dieser Größe und Besonderheit, und läßt uns entdecken.

Konrad Roenne

# POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN  
3-902475-20-X  
ISBN  
978-3-902475-20-6  
Wolfgang Seiffert  
**SELBSTBESTIMMT**  
Ein Leben im Spannungsfeld von geteiltem Deutschland und russischer Politik  
216 Seiten, zahlreiche Abbildungen,  
Hardcover  
€ 19,90 / sfr 34,90

Wolfgang Seifferts Leben beschreibt wie wenige andere Biographien das Hin- und Hergeworfensein eines in nationalen Kategorien denkenden Intellektuellen zwischen Ost und West. 1956 ging er aus Überzeugung in die DDR, wo er den Machthabern aufgrund seines entschiedenen Eintretens für die Wiedervereinigung bald unbequem wurde. Heute lehrt er an der Russischen Akademie der Wissenschaften in Moskau.



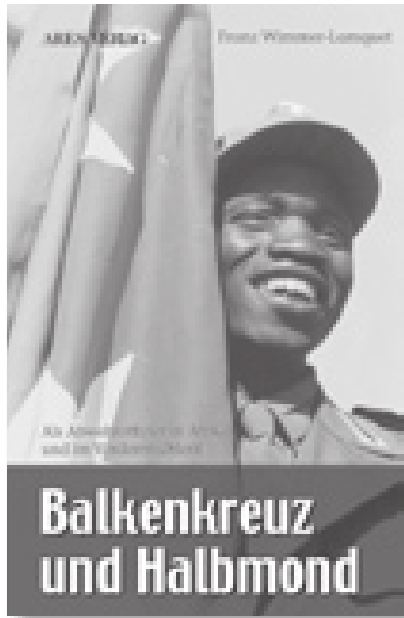
ISBN  
3-902475-21-8  
ISBN  
978-3-902475-21-3  
Martin Schmidt (Hg.)  
**REISEN ZU DEN DEUTSCHEN IM OSTEN EUROPAS**  
Zwischen Oder und Memel, Karpaten und Kaukasus  
240 Seiten,  
zahlreiche Farabbildungen,  
Hardcover  
€ 29,90 / sfr 52,20

Noch gibt es kleine, oft winzige deutsche Minderheiten in vielen mittel- und osteuropäischen Ländern. Die Autoren dieses Bandes haben sie besucht – in den baltischen Staaten, im ehemaligen Ostpreußen, in Oberschlesien, Tschechien und der Slowakei, in Ungarn, Slowenien und Rumänien, ja sogar in Georgien. In 30 reich bebilderten Beiträgen entstehen berührende Porträts dieser letzten Deutschen im Osten. Mit Reisetipps und Infoblöcken.



ISBN  
3-902475-13-7  
ISBN  
978-3-902475-13-8  
Franz Uhle-Wettler  
**RÜHRT EUCH!**  
Weg, Leistung und Krise der Bundeswehr  
216 Seiten,  
zahlreiche S/W-Abbildungen,  
Hardcover  
€ 19,90 / sfr 34,90

General Uhle-Wettler ist Kennern militärhistorischer Literatur in Deutschland bestens bekannt. In diesem sehr persönlichen Buch erzählt er erstmals von seinen eigenen Erfahrungen mit der Bundeswehr, der er seit ihrer Gründung 1955/56 angehörte. Wie sich die Bundeswehr seither entwickelt hat und aus welchen Gründen man heute von einer „Krise der Bundeswehr“ sprechen kann, ist Thema dieses Buches.



ISBN  
3-902475-18-8  
ISBN  
978-3-902475-18-3  
Franz Wimmer-Lamquet  
**BALKENKREUZ UND HALBMOND**  
Als Abwehroffizier in Afrika und im Vorderen Orient  
199 Seiten,  
12 Bildseiten,  
4 Grafiken im Text,  
Hardcover  
€ 19,90 / sfr 34,90

Eine kleine zeitgeschichtliche Sensation: 60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs bricht ein ehemals hochrangiger Abwehroffizier erstmals sein Schweigen und berichtet über die geheimdienstliche Arbeit im nord- und ostafrikanischen Raum und über die Einsätze der arabischen Freiwilligenverbände, die auch nach der Kapitulation des Afrikacorps den Kampf gegen die Alliierten fortsetzten.

## ARES VERIAG GmbH

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über: Bücherquelle Buchhandlungs GesmbH., Hofgasse 5, A-8011 Graz,  
Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612, E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

## Menschen und Völker

Werner Sombart: *Vom Menschen. Versuch einer geisteswissenschaftlichen Anthropologie*. 3. Auflage, Berlin: Dunker & Humblot 2006. 463 S., 38.00 €

Die zuerst 1938 erschienene „geisteswissenschaftliche“ (sic) Anthropologie des Nationalökonom und Wirtschaftshistorikers Werner Sombart, hier als Reprint vorgelegt, lohnt immer noch die Lektüre. Denn Sombart hat Phänomene des Menschseins im Blick, die in den Diskursen der letzten Jahrzehnte, wenn überhaupt, meist nur unter ideologiekritischem Blickwinkel auftauchten. Anders als gegenwärtige Tendenzen einer historischen Anthropologie verliert sich Sombart nicht in einer unübersehbaren Fülle von geschichtlichen Details, sondern lenkt immer wieder gekonnt das Augenmerk auf elementare Wesenszüge des Menschen. Dabei ist er klug genug, in seiner Anthropologie nicht auf Originalität auszuweichen: „Neue Ansichten grundsätzlicher Art sind immer verdächtig und meistens falsch“. Im Lichte des Erscheinungsjahres ist zudem beachtenswert, daß sich Sombart eingangs ausdrücklich „von allen weltanschaulichen und politischen Erörterungen“ fernhält, was es ihm erlaubt, mit erstaunlicher Nüchternheit auch eher heikle Themenkreise zu diskutieren. Gegen die Geistkritik seiner Zeit im Zeichen biologistischer Ideologien sieht Sombart so den Menschen als Dasein im Geiste, weshalb es nicht möglich sei, das menschliche Leben vom Geist zu befreien. Beachtenswert ist aus heutiger Sicht die ausführliche Erörterung des Werdens und Vergehens von Völkern, und auch Sombarts Ausführungen zur Rassenfrage lohnen eine aufmerksame Lektüre, gelingt es ihm doch auf geschickte Weise, sich von den primitiven und unwissenschaftlichen Rassenlehren der NS-Ideologen seiner Zeit zu distanzieren.

Till Kinzel

## Vademecum

Günter Zehm: *Das Schlußwort Zarathustras – Friedrich Nietzsche und die Folgen*. Schnellroda: Edition Antaios 2006. 300 S., Ln, 25.00 €

Der fünfte Band von Günter Zehms Jenaer Vorlesungen ist Nietzsche gewidmet. Zehm möchte kein weiteres Buch *über* Nietzsche vorlegen, sondern eines *mit* ihm. Dies gelingt ihm glänzend, indem er die Spannungen und Widersprüche zwischen Nietzsches Vita und seinem Œvre freilegt. Zehm gibt der Nietzsche-Deutung, die sich in Philologie zu verlieren droht, ihren philosophischen Status zurück. Die verblüffende Aktualität, aber mitunter auch die Begrenztheit Nietzschescher Einsichten werden gleichermaßen sichtbar. Hohe Sensibilität für Nietzsches aphoristisches Philosophieren, seine Kunst andeuten des Schreibens, hindert Zehm niemals daran, Nietzsches Thesen und Gegenthesen in der Sache nachzugehen. Er weiß viel Kritisches zum Übermenschen und dem „Willen zur Macht“-Topos anzumerken, dem er zu Recht seine (auch) politische Gefährlichkeit und Sprengkraft zurückgibt; die Lehre von der „ewigen Wiederkehr des Gleichen“, in totalitärer Zeit als Nietzsches Privatmythologie verhöhnt, steht allerdings im Zentrum der Interpretation: hier findet Nietzsches Kampf gegen den Fortriß der Zeit statt. Nicht weniger bemerkenswert als die Nietzsche-Interpretation sind die Nietzsche-Resonanzen, die Zehm Revue passieren läßt. Er zeigt das Ideenpotential, das die Auseinandersetzung mit Nietzsche entbinden konnte. Der Band besticht durch Brillanz und Klarheit; die stilistischen Proportionen sind Kehrseite einer präzisen, hoch gebildeten Gedankenführung, von der der Sachkenner lernen kann und die sich zugleich dem Anfänger als Vademecum in die *Philosophia perennis* erschließt.

Harald Seubert

## Religionsanthropologie

Andreas Feldtkeller: *Warum denn Religion? Eine Begründung*. München: Gütersloher Verlagshaus 2006. 251 S., geb, 19.95 €

Ganze Disziplinen beklagen heute den Verlust ihres Gegenstands. Den hatten in der Religionswissenschaft die Phänomenologen schlicht definiert als: Manifestation des Heiligen und die menschliche Antwort auf seine Erscheinungsformen. Die heutigen Diskursanalytiker und Konstruktivisten entsorgen das als Begriffsquark und finden mit Luhmann: „Alle Versuche, das ‚Wesen‘ der Religion ‚objektiv‘ zu bestimmen, können als gescheitert gelten.“ Am Wahrheitsanspruch der Religionen, samt allen Komplikationen, halten dagegen die *Religions-theologen* fest. Vor dem Hintergrund seiner vielschichtigen Kompetenz legt Andreas Feldtkeller nun eine Religionstheorie vor. Ein überraschendes Minimum – argumentiert diese doch rein anthropologisch. Er geht aus vom ungesicherten Menschen und dessen „elementaren Lebenswirklichkeiten“. Die lassen sich nicht überwinden, doch symbolisch verarbeiten. Genau *das* leistet Religion. Als menschliches „Existenzial“ kompensiert sie Offenheit und ermöglicht Identität. Das zeigen die Ebenen: „Bewußtsein“, „Leiblichkeit“, „Gemeinschaft“ und „Eingebundensein ins Ganze“. Wirken die religiösen Dispositive „gestalterisch“, „steigernd“ und „überwindend“, so meint das keinen Machbarkeitswahn. Vielmehr wird der fatal als „Umgründung“ des Menschen in der Moderne kritisiert. Diese löst ihr Versprechen gerade *nicht* ein. „Religionslosigkeit“ meint so nicht den Verlust Gottes, sondern vielmehr: von *Humanität*, die nur der Glaube garantiert. Er komplettiert die Menschwerdung, ist Kulturtechnik und steht zuletzt doch als *funktionale* Theorie da.

Wolfgang Saur

## Formale Ethik

Marcus Düwell/Christoph Hübenthal/Micha H. Werner (Hrg.): *Handbuch Ethik*. Stuttgart u. Weimar: Metzler 2006. 598 S., geb, 49.95€

Bei vielen Konservativen steht „Ethik“ in keinem guten Ruf. An formalen Analysen der Entscheidungstheorie haben sie kein Interesse, da ihnen das Konkrete näher liegt und die Zehn Gebote nicht unbekannt sind. Um den gegenwärtigen Verfall der Sitten zu analysieren, wird Max Webers Unterscheidung zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik herangezogen. Dennoch kommt man nicht darum herum, daß sich in den letzten Jahren auf dem Gebiet der Ethik, nicht zuletzt im Zuge politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen, viel getan hat. Als Ergänzung ist daher das vorliegende Handbuch sehr zu empfehlen. Geht es darin bei den „Ethischen Theorien“ noch sehr gespreizt und für den Laien nicht unbedingt verständlich zu, so sind die Bestimmungen der verschiedenen Bereichsethiken zwar generell fragwürdig, aber vor dem Hintergrund aktueller Debatten sehr interessant. Wenn die zentralen ethischen Begriffe auch von den Bearbeitern mit starken Niveauunterschieden erfaßt wurden, so bieten sie doch ein Grundgerüst ethischer Begrifflichkeit, das mit diesem Buch immer zur Hand ist. Abgesehen davon, daß Spezialisierungen immer Defizite in der Sache mit sich bringen – eine Antwort auf die ursprüngliche Frage der Ethik (Was sollen wir tun?) wird dadurch im Grunde unmöglich – liegen hier wichtige Anregungen vor, um auf den sich immer mehr ausdifferenzierenden Kulturfeldern mitreden zu können. Nicht ohne Grund erfreut sich die Ethik in „aufgeklärten“ Zeiten großer Beliebtheit: Man hofft Wertebewußtsein zu erwecken, ohne sich existentiell festlegen zu müssen.

Erik Lehnert

## Ist Überleben alles?

J.-B. Henri Savigny/Alexandre Corréard: *Der Schiffbruch der Fregatte Medusa. Ein dokumentarischer Bericht aus dem Jahr 1816*. Mit einem Vorwort von Michel Tournier, einem Nachwort von Johannes Zeilinger und einem Bildessay von Jörg Trempler. Berlin: Matthes & Seitz 2005. 256 S., 28 Abb., geb, 22.80€

Was passiert, wenn es eine größere Anzahl von Menschen auf sehr engem Raum mit wenigen Ressourcen über eine unbestimmte Zeit miteinander aushalten muß? Die libertäre Ideologie geht davon aus, daß alle einsehen, aufeinander angewiesen zu sein und deshalb den eigenen Vorteil nur dann suchen, wenn er der Gemeinschaft nützt. Wahrscheinlicher ist, daß es zur Herausbildung einer kleinen Gruppe kommt, die den anderen etwas voraus hat und deshalb das Geschehen kontrolliert und für sich ausnutzt oder ein klares Ziel ausgibt und die anderen dazu zwingt, ihr Handeln in dieser Situation ausschließlich diesem Ziel unterzuordnen. Das vorliegende Buch klärt uns darüber auf, daß es meistens noch viel schlimmer kommt, als die Theorie ausmalen kann. Als die französische Fregatte Medusa 1816 durch die Unfähigkeit der Führung vor der westafrikanischen Küste auf Grund lief, baute sich ein Teil der Besatzung ein Floß und versuchte damit, das Festland zu erreichen. Die berüchtigte Mischung aus Dummheit, Niedertracht und Feigheit führte dazu, daß von 147 lediglich 15 Männer überlebten. Die Geschichte, die mit einem vorzüglichen Nachwort von Johannes Zeilinger versehen wurde, ist damit gleichsam ein Paradigma des Ernstfalls. Der Mensch kann in solchen Situationen auf die Stufe des Tiers zurücksinken und den „Hunger von morgen“ nicht mehr spüren. Den anderen bleibt nichts übrig, als aus Vernunft entschlossen zu handeln, um zu überleben.

Erik Lehnert

## Provokation in Rom

Christoph Riedo-Emmenegger: *Prophetisch-messianische Provokateure der Pax Romana. Jesus von Nazaret und andere Störenfriede im Konflikt mit dem Römischen Reich*. (Novum Testamentum et Orbis Antiquus 56), Freiburg/Göttingen: Academic Press/Vandenhoeck & Ruprecht 2005. 381 S., geb, 59.90€

Der beliebte Vergleich des römischen mit dem amerikanischen Imperium hat den Vorzug, jeden zufriedenstellen zu können, je nachdem welche Phasen man als vergleichbar annimmt. Schon dadurch ist beispielsweise die Frage interessant, welche Wirkungen religiös motivierte Provokationen in Rom hatten. Leider macht das Titelthema nur ein Drittel der vorliegenden Dissertation aus. Der Rest ist dem Hintergrund gewidmet, vor dem sich die Provokationen ereigneten: Rom im 1. Jh. n. Chr., seine Strategien zur Sicherung und Erweiterung des Imperiums sowie die konkrete Machtausübung in Palästina. Den wenigen überlieferten Bewegungen ist gemeinsam, daß sie meistens durch eine einzelne, sich als Prophet ausgebende Person ausgelöst und von der römischen Besatzungsmacht durch Hinrichtung des Gefolges im Keim erstickt wurden. Der Plan der Provokateure bestand oft darin, mit den Anhängern die gewohnte Umgebung zu verlassen und an geschichtsträchtigen Orten, Zeichen göttlichen Willens zu empfangen. Die Bewegungen, die Johannes der Täufer und Jesus von Nazareth auslösten, hatten offenbar einen anderen Charakter, da es als ausreichend angesehen wurde, das Haupt der Bewegung hinzurichten. Die These des Buches beschränkt sich darauf, durch die Schilderung der Umstände des Scheiterns der anderen Bewegungen die Besonderheit der christlichen Bewegung herauszustellen, die als einzige nicht nur überlebt, sondern Rom irgendwann dominiert hat.

Erik Lehnert

## Samurai

Clive Sinclair: *Samurai. Die Waffen und der Geist des japanischen Kriegers*. Stuttgart: Motorbuch 2004. 144 S., zahlreiche Abb., geb., 29,90 €

Es bedarf gar nicht des Kinoerfolgs solcher Filme wie „Der letzte Samurai“, um im Westen der Geschichte und Kultur der japanischen Kriegerklasse Aufmerksamkeit zu sichern. Allerdings sind die Vorstellungen häufig ungenau, basieren auf ungeprüften Annahmen oder romantisierenden Ideen über die „Ritter Nippons“. Deshalb ist es besonders zu begrüßen, wenn mit Clive Sinclair einer der besten Kenner der Materie die Möglichkeit erhält, Ursprung, Blüte und Niedergang der Samurai einem breiteren Publikum darzustellen. Der Band im Großformat ist hervorragend illustriert und hilft auch dadurch zu einem besseren Verständnis. Die Samurai waren eine militärische Kaste, die sich ähnlich dem europäischen Feudaladel des Mittelalters allmählich von der übrigen Gesellschaft absetzte und ihre Sonderstellung durch ein besonders strenges Ethos festigte. Auch die Bewaffnung ähnelte in vielem der europäischen Ritter, aber die berühmten *katana*, die aufwendig geschmiedeten Schwerter der Samurai, waren denen des Abendlandes weit überlegen. Ihrer Herstellung und dem damit verbundenen Ritual widmet Sinclair zwei eigene Kapitel, weitere beschäftigen sich mit den übrigen Waffen, zuletzt auch mit der Verwendung der Feuerwaffe. Deren Einführung galt lange Zeit als unvereinbar mit dem *bushido*, dem „Weg des Kriegers“. Diese ebenso heroische wie aussichtslose Haltung versuchten manche Samurai auch in der Phase der radikalen Modernisierung Japans durchzuhalten, blieben damit aber erfolglos. Den Geist der Samurai hat das nicht austilgen können, er gehört bis heute zum Erbe Japans.

Martin Voelkel

## Ordnungspolitik

Gerd Habermann (Hrsg.): *Das Mass des Menschlichen – Ein Wilhelm-Röpke-Brevier*. 2. Auflage, Bern: Ott Verlag 2005. 203 S., 16,00 €

Angesichts der zunehmenden ordnungspolitischen Desorientierung ist die zweite Auflage des Wilhelm-Röpke-Breviers mehr als notwendig, mit dem Gerd Habermann uns den großen Liberalen Wilhelm Röpke ins Gedächtnis ruft. Da die Marktwirtschaft die moralischen Grundlagen, auf denen sie beruht, nicht selber schaffen kann, braucht es Wertordnungen, Überlieferungen und natürliche Gemeinschaften wie die Familie als Instanzen „jenseits von Angebot und Nachfrage“. In diesem Brevier finden sich Aussagen Wilhelm Röpkes zu den verschiedensten Themen, von Familie und Heimat über Marktwirtschaft und Wohlfahrtsstaat bis hin zu internationaler Ordnung und Verantwortlichkeit der Elite. Wilhelm Röpke war ein engagierter Kämpfer gegen die „Stallfütterung“ des modernen Wohlfahrtsstaates. Als wirksamstes Mittel gegen das Abgleiten in Vermassung und Totalitarismus sah er eine föderative und dezentralisierte Organisationsform von Staat und Verwaltung sowie Wirtschaft und Kultur. Er kritisierte den mit der Vermassung einhergehenden übertriebenen Individualismus und betonte stattdessen die Verwurzelung in Tradition und Gemeinschaft. Seine Aussagen über Einwanderung stehen ebenso im Gegensatz zum heutigen Zeitgeist wie seine Ansichten zur Währungsordnung. Wenn sich auch die Welt seit Wilhelm Röpke verändert hat, so ist doch seine Kernbotschaft aktueller denn je und soll einer gänzlich desorientierten Gesellschaft Orientierung bieten, sowohl staatsgläubigen Konservativen als auch konsumgläubigen Liberalen, bei denen jenseits von Angebot und Nachfrage die Welt endet.

Wolfgang Buck

## Tanz auf dem Vulkan

Moritz Föllmer/Rüdiger Graf (Hrsg.): *Die „Krise“ der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters*. Frankfurt a.M.: Campus 2005. 368 S., kt., 39,90 €

„Was jeder für ausgemacht hält, verdient oft am meisten untersucht zu werden“. Getreu der Devise des deutschen Physikers und Schriftstellers G. C. Lichtenberg (1742–1799) analysieren zwölf Autoren die Abläufe jener Zeit im Bereich der Justiz, des Parlaments, der Demographie oder etwa des Straßenhandels bis hin zum Verbandsfußball. Die Krise wird dabei treffend als Übergangsphase verstanden, in der sich die Wende zum Besseren oder Schlechteren, zu Leben oder Tod vollzieht. Aber dann, kaum zu glauben: Eine objektive Krisenhaftigkeit halten sie für nicht gegeben – vieles sei konstruiert, dramatisiert, bewußt herbeigeredet worden. Natürlich entwickelte sich das Reich nach der Niederwerfung im Großen Krieg verstärkt zum „Testgelände moderner Möglichkeiten“; erwähnt seien hier nur die Provokationen des Dadaismus oder der dezidierte Individualismus urbaner Frauen, der bei Moritz Föllmer in hellem Licht erstrahlt, mit Hugo von Hofmannsthal jedoch auch als „schrankenlose Orgie des weltlosen Ich“ charakterisiert werden kann.

Die veröffentlichten Aufsätze entstanden ganz überwiegend im Rahmen einer Tagung an der Humboldt-Universität zu Berlin. Nicht immer leicht zu lesen, aber lohnend sind neben anderem die Ausführungen von Sebastian Ullrich zum Streit um den offiziellen Staatsnamen („Mehr als Schall und Rauch“) sowie die Beobachtungen von Michael Makropoulos zur transzendentalen Obdachlosigkeit und tiefen Verunsicherung des Individuums in der gesamten Neuzeit.

Jürgen Mohn



## Wasserspeier

Regina E. G. Schymiczek: *Höllensbrut und Himmelswächter. Mittelalterliche Wasserspeier an Kirchen und Kathedralen*. Regensburg: Schnell + Steiner 2006. 136 S., Abb., geb, 29.90 €

Mit „Höllensbrut“ und „Himmelswächter“ sind schon die beiden entscheidenden Kategorien genannt, denen man die Wasserspeierfiguren zuweisen kann, die an mittelalterlichen Kirchen angebracht wurden. Neben Teufeln und Dämonen, Monstren und mehr oder weniger unheimlichen Fabelwesen, fallen vor allem die Raubtiere mit weit aufgerissenem Rachen, Hexen, Juden und Narren eindeutig unter „Höllensbrut“, dasselbe läßt sich aber kaum über Hirsch oder Pferd sagen. Einige Figuren, vor allem die wenigen menschengestaltigen, sind schwer zuzuordnen. Dabei zeigt sich im kleinen, was auch im großen das entscheidende Problem bei der kunstgeschichtlichen Behandlung ist: ihre eindeutige Interpretation. Recht geläufig ist die Annahme, daß es sich vor allem um apotropäische, das heißt das Böse abwehrende, Figuren handelt. So erklären sich etwa Teufelsfratze oder Löwenmaul als Abschreckung eben dieser Wesen, die der eigene Anblick erschrecken sollte. Aber diese Deutung ist nicht immer anwendbar. Eine glatte Lösung wird auch in dem schönen Buch von Regina Schymiczek nicht angeboten, die eine große Vielfalt dieser interessanten, teilweise schönen, teilweise bizarren Gestalten in Bild und Text zur Darstellung bringt. Die Autorin weist darauf hin, daß alle Versuche zur Systematisierung bisher fehlgeschlagen seien. Immerhin könne man der Vorstellung besondere Plausibilität zugestehen, daß die Wasserspeier als „Wachhunde“ am Äußeren des Gotteshauses verstanden worden seien.

Martin Voelkel

## Wappenkunde

Georg Scheibelreiter: *Heraldik*. München und Wien: Oldenbourg 2006. 222 S., kt, 29.80 €

Als vor etwa zehn Jahren die Ahnenforschung eine überraschende Renaissance erlebte, blieben andere „Hilfswissenschaften“ der Geschichte weitgehend unberührt. Neuerdings erfreut sich nun auch die Heraldik, die Wappenkunde, vermehrten Interesses. Das hat vor allem mit praktischen Absichten zu tun, etwa im Hinblick auf die Annahme neuer Familienwappen, die wissenschaftliche Heraldik profitiert kaum davon. Das ist auch daraus zu erklären, daß nach dem Tod des bedeutendsten deutschen Heraldikers in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Ottfried Neubecker, eine Lücke gerissen wurde, die bisher nicht wieder geschlossen werden konnte. An diesem bedauerlichen Zustand ändert sich jetzt möglicherweise etwas mit der Veröffentlichung der hier anzuzeigenden Einführung. Es handelt sich um eine ausgesprochen konzise und kenntnisreiche Darstellung. Ausdrücklich für den wissenschaftlichen Gebrauch gedacht, deckt sie den ganzen Bereich, vom historischen Zusammenhang über die Erklärung von „Schildteilungen“ und „Gemeinen Figuren“ bis zur fachgerechten Beschreibung der „Blasonierung“ der Wappen ab. Im Vorspann wird auch auf die Arbeiten des französischen Heraldikers Michel Pastoureau hingewiesen, dem es gelungen ist, die Entstehung und den Funktionswandel von Wappen mit der allgemeinen politischen und kulturellen Entwicklung zu verknüpfen. Eine Arbeit, die allerdings nur durchführbar ist, wenn man sich auf den nationalen Rahmen bezieht. Vielleicht darf man von Scheibelreiter eine vergleichbare Leistung in Bezug auf die Geschichte des Wappenwesens in Deutschland erwarten.

Karlheinz Weißmann

## Die ersten Tempel

Klaus Schmidt: *Sie bauten die ersten Tempel. Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe*. München: Beck 2006. 282 S., 106 Abb., 2 Ktn, geb, 24.90 €

Seitdem in den neunziger Jahren auch in Publikumsorganen über die deutschen Ausgrabungen am Göbekli Tepe berichtet wurde, fehlte eine zusammenfassende, auch für Laien verständliche Darstellung der Ergebnisse. Die hat jetzt der Leiter der an der türkisch-irakischen Grenze arbeitenden Archäologen, der Freiburger Privatdozent Klaus Schmidt, vorgelegt. Sein ebenso ansprechendes wie informatives Buch bleibt bei der Deutung der Funde zurückhaltend, obwohl selbst bei vorsichtiger Interpretation alles für eine Sensation spricht, die zwingen könnte, Teile der menschlichen Frühgeschichte umzuschreiben. Das hängt damit zusammen, daß am Göbekli Tepe offenbar ein sakrales Zentrum steinzeitlicher Jäger gefunden wurde. Dieses neolithische „Stonehenge“ bestand aus mehreren Säulenanlagen von imponierenden Ausmaßen. Viele Stelen wurden ornamentiert, zeigen aber nur Wildtiere – Wolf, Fuchs, Eber, Stier, Schlange – keine gezähmten. Das ist ein Indiz dafür, daß die Erbauer noch keine Bauern waren. Andere bestehen darin, daß gar keine Wohnbauten oder Überreste von Bodenbewirtschaftung gefunden wurden. Sollten sich beim Fortgang der Grabungen nicht noch völlig andere Gesichtspunkte ergeben, darf man annehmen, daß am Göbekli Tepe vor 12.000 Jahren eine Großsteinarchitektur entstand, die keinem praktischen Zweck diente, was wiederum bedeuten würde, daß die „Neolithische Revolution“, also der Übergang vom Jäger- und Sammlerdasein zu Selbsthaftigkeit und Agrarwirtschaft, durch religiöse Vorstellungen angeregt wurde und nicht durch Zweckmäßigkeitserwägungen.

Karlheinz Weißmann

## Was war deutsch? Teil 2: Bildung

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens; / Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus“. In diesem Xenion Schillers von 1797 scheint die ganze Ambivalenz einer Bildungsidee enthalten, die Deutschland bis weit in das 20. Jahrhundert hinein prägen sollte. Aus einer überwiegend von der Literatur getragenen Kulturrevolution heraus wurde diese Idee im 19. Jahrhundert allmählich zu einem leistungsfähigen Bildungssystem ausgebaut und damit doch auch für das deutsche *nation building* fruchtbar. Schillers Diktum läßt aber ebenso einen Keim jener enthemmten Ideologie der Selbstverwirklichung erkennen, deren Fluchtpunkt am Ende weder die Nation noch ein freierer Mensch im neuhumanistischen Sinne bildet, sondern allein die nackte Selbstsucht des *Singles* in der Warenwelt, die schiere Bedürfnisbefriedigung des Konsumenten: „Mein Bauch gehört mir.“

Bereits beim klassischen Bildungsideal handelt es sich um ein Säkularisierungsphänomen: Der Mensch als *imago imperfecta* (Thomas von

Aquin) ist hier aus der Theologie konsequent in den anthropologischen Diskurs überführt. Er bildet sich und seinesgleichen nunmehr selbst nach eigenem Bilde. Im Zusammenspiel von aufklärerischen Denkmustern und klassizistischem Antikekult war es Ende des 18. Jahrhunderts zu jenem „Ereignis Weimar-Jena“ gekommen, das den deutschen Idealismus aus sich entließ.

Der Mensch Johann Gottlieb Fichtes setzte sein Ich in einer „That-handlung“, und sein höchster Zweck wurde die „Übereinstimmung mit sich selbst“. Fichtes *Reden an die deutsche Nation*, angestoßen nicht zuletzt durch die französische Okkupation Preußens, überführten dies in ein Konzept der Nationalerziehung, deren härtere Varianten man aus dem revolutionären Frankreich kannte,

und er war nicht der einzige, den solches umtrieb. „Der wahre Zweck des Menschen“, so verkündete Wilhelm von Humboldt im Gefolge von Schiller und Schleiermacher, sei „die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit

*Kennst Du ein Land, längst multikulturell, längst reich an allem, was ihm widerspricht? Wo die Züge sich verspäten, die Soldaten weich und die Kinder knapp sind? Wo man die Bildung zum brain up, das Diplom zum bachelor und den Beruf zum Job verwurftet hat? Dort hauste einst ein Menschenschlag, der „typisch deutsch“ – so hieß es – war, begabt mit Sekundärtugenden und lichten Momenten: Zähigkeit, Disziplin, Effizienz, Zuverlässigkeit, Innovationskraft und Erfindergeist. Kennst Du das Land? Ich kann't es noch.*

die erste und unerläßliche Bedingung“. In seiner neuen Universität ging es folgerichtig um eine den ganzen Menschen umfassende Praxis von Forschung und Lehre: Nur eine „Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und in's Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um, und dem Staat ist es ebenso wenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handlung zu thun“.

Mit diesem Wissenschaftsverständnis verband sich das Ideal eines sowohl innengeleiteten als auch am Gemeinnutzen orientierten charismatischen Forschertypus, worauf sich bis in die 1970er Jahre hinein die relativ autonome Stellung der verbeamteten deutschen Ordinarien gründete. Das neuhumanistische Menschenbild fußte freilich auf der Annahme unterschiedlicher Begabungen, was sich im gestuften Schulmodell von Volks- und diversen Mittelschulen sowie Gymnasien mit allen späteren Modifikationen niederschlug. Leitschnur war hier also nicht eine Gleichheit der Bildung für alle, sondern eine den einzelnen Begabungen angemessene Schulbildung, die zweifellos zunächst die sozialen Unterschiede bestätigte und verfestigte. Mit der Koppelung des Leistungs- an den Bildungsgedanken wurde aber auf lange Sicht auch eine soziale und wirtschaftliche Dynamik forciert: Dies betraf nicht nur das Bildungsbürgertum, sondern auch das Proletariat, das etwa mit Arbeiterbildungsvereinen Anschluß an das Kleinbürgertum suchen und sich dadurch revolutionären Lösungen habituell entfremden konnte.

Die Problematik des neuhumanistischen Bildungsideals bestand von Beginn an darin, daß es vor der industriellen Revolution in Deutschland konzipiert worden war. So empfand man es schon in der Industriegesellschaft des Kaiserreichs als disfunktional und modernisierungsbedürftig. Der hemmende Einfluß dieser Bildungsidee oder auch die vielzitierte Entgegensetzung von „Zivilisation“ und „Kultur“, die in der Konkurrenz von literarisch-geisteswissenschaftlicher Kultur, empirischen Wissenschaften und Wirtschaftseliten eine Rolle spielte, dürfen dabei jedoch nicht überbewertet werden. Ein Blick in Meyers verbreitetes Konversationslexikon von 1906 zeigt, daß sich dort gerade Technik und Industrie als Stufen einer „höheren Kultur“ pragmatisch in den Rahmen der Nation eingeordnet finden. Angesichts der offenkundigen Bedeutung der Ingenieure, Naturwissenschaftler und „Wirtschaftsführer“ für Staat und Volkswirtschaft gelang es zunächst durchaus, analog zur Einrichtung von Realschule, Realgymnasium und Technischer Universität, die „neuen“ Eliten auch in das Wertgefüge der alten Bildungsidee einzubinden: als zeitgemäße Typenbildungen des „Kulturmenschen“.

Deren wachsender Einfluß allerdings veranlaßte Nietzsche 1874 zu einer aktuellen bildungspolitischen Attacke: Man wolle in Deutschland ja gar kein „Zeitalter der fertig und reif gewordenen, der harmonischen Persönlichkeiten [...], sondern das der gemeinsamen möglichst nutzbaren Arbeit“. Dies heiße „eben doch nur: die

Menschen sollen zu den Zwecken der Zeit abgerichtet werden, um so zeitig als möglich mit Hand anzulegen; sie sollen in der Fabrik der allgemeinen Utilitäten arbeiten, bevor sie reif sind, ja damit sie gar nicht mehr reif werden – weil dies ein Luxus wäre, der ‚dem Arbeitsmarkte‘ eine Menge von Kraft entziehen würde.“ Wenn aber „die Menschen in der wissenschaftlichen Fabrik arbeiten und nutzbar werden sollen, bevor sie reif sind, so ist in Kurzem die Wissenschaft ebenso ruiniert, wie die allzuzeitig in dieser Fabrik verwendeten Sklaven“. An der jüngsten Gelehrten generation erkenne man, wie die „gediegene Mittelmäßigkeit [...] immer mittelmäßiger, die Wissenschaft im ökonomischen Sinne immer nutzbarer“ werde. Was Nietzsche vor über 130 Jahren als kapitalistische Deformierung des deutschen Bildungssystems kritisierte, hatte damals indessen – anders als neuerdings – eine enorme wissenschaftliche und wirtschaftliche Kraftentfaltung ermöglicht: Die erstaunliche Zahl der Nobelpreisträger, die aus diesem Bildungssystem hervorgingen, ist bekannt, der große Einfluß der deutschen universitären Praxis um 1900 auf die amerikanischen Eliteuniversitäten dagegen heute kaum noch bewußt.

Es griffe zu kurz, Nietzsches Einwände gegen ein am Nutzwert ausgerichtetes Bildungssystem als Philologenressentiment angesichts eines abzusehenden Bedeutungsschwunds der Geisteswissenschaften zu denunzieren. Bemerkenswert ist immerhin, daß einige der radikalsten Zivilisationskritiker Anfang des 20. Jahrhunderts gerade aus der technisch-naturwissenschaftlichen Intelligenz hervorgingen: So war Walther Rathenau promovierter Elektrochemiker und „Industrieführer“, Ludwig Klages ein promovierter Experimentalchemiker. Solche Kritik speist sich aus dem im klassischen Bildungsideal beanspruchten Eigenwert der Persönlichkeit, der den Funktions- und Materialwert der Person übersteigen und dessen Vernutzung überdauern will. Zweifellos reduziert das blinde Diktat der Ökonomie vor allem die geisteswissenschaftliche Komponente des Bildungssystems von Reform zu Reform; doch gerät dadurch keinesfalls „nur“ eine vermeintlich nicht mehr zeitgemäße Reflexionskultur als „Luxus“ unter die Räder, was man im Kaiserreich, volkswirtschaftlich denkend, noch gewußt hat. Es ist kein Zufall, daß der 1835 verstorbene Wissenschaftler und Bildungspolitiker Humboldt der Sprache als Mutterboden und zentralem Medium der Kultur größte Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Seine Befunde etwa zum Zusammenhang von Sprachvermögen, Schriftkultur und Abstraktionsfähigkeit werden heute durch moderne Experimentalforschung im positiven Sinne bestätigt. Ingenieurs- und allgemeine Geisteskultur bilden zwei Seiten einer Medaille. Im negativen Sinne ist es heute die ganz der Teilrationalität betriebswirtschaftlicher Subsysteme verfallene Politik, die in charakter- und kenntnislosem Aktionismus vorführt, wohin man mit einer um die Idee reduzierten „Bildung“ kommt: auf den Hund, der im Verbraucher begraben liegt.

**FKBF**

Im März ist die Nr. 4 der Zeitschrift *Unsere Agenda* erschienen, die die von Caspar von Schrenck-Notzing geleitete Förderstiftung Konservative Bildung und Forschung herausgibt. Das wie immer sehr interessante Heft enthält unter anderem ein Autorenporträt des „rechtsradikalen Liberalen“ Erik von Kuehnelt-Leddihn, einen Aufsatz von Bart Jan Spruyt über Edmund Burke, Auszüge aus den Lebenserinnerungen Roger Scrutons und Berichte über konservative Institute in Tschechien und Schweden. *Unsere Agenda* kann gegen eine Spende bezogen werden über die FKBF, Knöbelstraße 36, 80538 München (Fax: 089. 2422 4848, sekretariat@fkbf.de). Bei dieser Gelegenheit sei auch noch auf die *Schriftenreihe* der FKBF hingewiesen, deren Nummer 5 im vergangenen Jahr herauskam; es handelt sich um eine Broschüre von Johann Braun mit dem Titel *Bürger und Verbraucher. Über den Wandel des Menschenbildes im Bereich des Politischen*. Die Ausgabe kann wie die vorher veröffentlichten (Heft 1 – Michael Henkel: *Konservatismus im politischen Denken Eric Voegelins*; Heft 2 – Karl Albrecht Schachtschneider: *Die europäische Integration. Gefahr für Recht, Staat und Wirtschaft*; Heft 3 – Clemens Albrecht: *Das Allerwichtigste ist, daß man die Jugend für sich gewinnt. Die Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule*; Heft 4 – Dieter Blumenwitz: *Die Zukunft des Völkerrechts und der UNO nach dem Irakkrieg*) ebenfalls gegen Spende bei der FKBF angefordert werden.

**Nouvelle Ecole**

Die französische Kulturzeitschrift *Nouvelle Ecole* erscheint mittlerweile mit ihrer Nummer 56. Wie immer handelt es sich um eine Themenausgabe, die sich in diesem Fall dem norwegischen Dichter Knut Hamsun widmet. Während in der Vergangenheit vor allem dessen Kollaboration mit der deutschen Besatzungsmacht während des Zweiten Weltkriegs im Mittelpunkt des Interesses stand, soll es hier um eine vollständige Sicht auf Leben und Werk gehen. In mehreren Beiträgen behandelt Tarmo



Kunnas die Biographie und die Umwelt Hamsuns sowie dessen neue Konzeption des Romans. Eine umfassende Bibliographie steuert Alain de Benoist bei, von dem auch ein Beitrag zum 100. Geburtstag von Hannah Arendt in dieser Ausgabe von *Nouvelle Ecole* ausdrücklich hervorgehoben sei. Die Ausgabe kann zum Preis von 20.00€ bezogen werden (Bestellungen über [www.labyrinthe.fr](http://www.labyrinthe.fr)).

**Ungarn**

Zu den historischen Ereignissen, die – trotz ihrer moralischen und politischen Bedeutung – in Vergessenheit zu geraten drohen, gehört der Ungarnaufstand von 1956. Diese Revolution war in vieler Hinsicht der dramatischste Versuch eines Volkes, sich von einem kommunistischen Regime und der Bevormundung durch die Sowjetunion zu befreien. Der Kampf der Ungarn gegen die weit überlegenen Invasoren bietet ein bewegendes Beispiel für Opfermut und Tapferkeit. Darüber hinaus war der Aufstand aber auch eine



Lektion für den Westen: So etwas wie eine *Roll back*-Strategie gab es im Ernst nicht, bestenfalls waren die USA und die NATO bereit, Hilfsersuchen zur Kenntnis zu nehmen, aber niemals würde es zu einer Intervention von ihrer Seite kommen, um einer Nation zu helfen, sich von der Sowjetunion zu befreien. Im Hinblick auf den fünfzigsten Jahrestag erscheint eine Vielzahl von Büchern und sonstigen Publikationen. Wer einen gewissen Überblick zu den Geschehnissen von damals und ihrer heutigen Beurteilung gewinnen möchte, sei auf die Netzseite des Zentrums für zeithistorische Forschung (Potsdam) unter [www.ungarn1956.de](http://www.ungarn1956.de) hingewiesen.